

Die weiteren Serienfolgen

Diese Themen erwarten Sie in den kommenden beiden Wochen:

- ▶ **Gehen oder bleiben:** Warum junge Menschen in ihre Gemeinde zurückkehren. **14. August**
 - ▶ **Religion:** In vielen Dörfern fehlen Pfarrer. Die Lücke füllen oft Priester aus dem Ausland. **15. August**
 - ▶ **Abgeschieden:** Ein Paar wohnt im Münstertal mitten im Nirgendwo. **16. August**
 - ▶ **Sportplatz:** Wo der Fußball zwei Dörfer und ihre Bewohner miteinander verbindet. **17. August**
 - ▶ **Landarzt:** Warum ein Mediziner in Berghaupten seinen Beruf liebt. **18. August**
 - ▶ **Nahversorgung:** Wie der Dorfladen in Britzingen zum Herz des Ortes wurde. **19. August**
 - ▶ **Landfrauen:** Nichts als Kaffeeklatsch? Ein Besuch bei den Landfrauen. **21. August**
 - ▶ **Anders sein:** Wie ist es, als queerer Jugendlicher auf dem Land aufzuwachen? **22. August**
 - ▶ **Mitfahrbank:** Wird man da denn mitgenommen? Ein Selbstversuch. **23. August**
 - ▶ **Ausgezeichnet:** Schönste Gemeinde Deutschlands – was sind solche Titel wert? **24. August**
 - ▶ **Werte & Co.:** Sind Dörfer wirklich konservativer als Städte? Ein Interview. **25. August**
 - ▶ **Stadtflucht:** Junge Städter wollen mit einem Wohnprojekt das Land beleben. **26. August**
- ▶ ▶ **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/dorfistleben-drin**



Logo-Illustration: Valenty (stock.adobe.com)
Serienlayout: Rita Reiser

„Ein besonderes Miteinander“

BZ-SERIE: Ist das Dorf noch attraktiv? Geograf Ulrich Harteisen sagt ja. Doch damit es eine Zukunft hat, müsse es sich verändern.

■ Von Christoph Giese

Kein Bus, kein Arzt, kein Supermarkt – hat es nur Nachteile, auf dem Dorf zu leben? Der Geograf Ulrich Harteisen widerspricht. Das Dorf könne Ruhe, Natur und gute Nachbarschaft bieten. Doch er sagt auch: Das Dorf der Zukunft muss sich verändern.

BZ: Herr Harteisen, Sie leben selbst in einem Dorf. Was macht das Dorfleben aus?

Harteisen: In Dörfern gibt es ein besonderes Miteinander. Das wird auch von Dorfbewohnern selbst immer betont. In vielen Dörfern gibt es eine Vielzahl von Vereinen, Nachbarschaften werden gepflegt. Diese sozialen Kontakte sind in Dörfern in der Regel intensiver als in Großstädten.

BZ: Was spricht noch für das Dorf?

Harteisen: Die Nähe zur Natur. Man ist schnell im Wald und auf Feldwegen, auch mit dem Hund – das ist sehr wertvoll für viele Menschen. Ein weiterer Aspekt ist, dass Dorfbewohner das direkte Umfeld, das Haus, den Garten, selbst gestalten können. Auch das schätzen viele.

BZ: Das Dorfleben kann aber auch Nachteile haben. Miese Anbindung, kaum Ärzte, kein Supermarkt.

Harteisen: Man muss differenzierter auf dörfliche Siedlungen schauen. Dörfer, die relativ nah an der Stadt liegen, wachsen. Im Umfeld von Freiburg ist das genauso wie im Umfeld von Münster oder Göttingen. Diese Dörfer im 15-Kilometer-Radius einer Großstadt haben das Beste aus beiden Welten. Weil sie wachsen, haben sie in der Regel eine gute Nahversorgung, oft sind auch noch Hausärzte da – zusätzlich zur Dorfgemeinschaft und zur Naturnähe.

BZ: Nun liegen ja nicht alle Dörfer im Speckgürtel einer Großstadt.

Harteisen: Je peripherer ein Dorf liegt, desto eher trifft es natürlich zu, dass die Infrastrukturen der sogenannten Daseinsvorsorge fehlen. Ein Punkt ist die Nahversorgung. Die klassischen Dorfläden sind ökonomisch an ihre Grenzen gestoßen: Wenn ich in der Stadt arbeite, kaufe ich mal eben nach Feierabend im dortigen Supermarkt ein. Im Dorfladen kaufe ich vielleicht etwas, das ich vergessen habe. Davon kann kein Dorfladen leben. Heute gibt es in vielen Dörfern deshalb genossenschaftliche oder von Vereinen getragene Läden.

BZ: Gerade junge Menschen verlassen oft das Dorf.

Harteisen: Junge Menschen verlassen die Dörfer vor allem wegen ihrer Bildungswege, um zu studieren oder einen Job zu finden. Die Abwanderung ist ein Problem, weil damit die Zukunft des Dorfes wegzieht. Junge Menschen gründen Familien, bekommen vielleicht Kinder. Wenn man sich die Entwicklung der Einwohnerzahlen anschaut, ist es entscheidend, dass junge Menschen bleiben.

BZ: Und wie kann das gelingen?

Harteisen: Viele Dörfer haben sich strukturell verändert. Klassische Arbeitsplätze in der Landwirtschaft oder dem Handwerk sind in vielen Dörfern weggefallen, viele Menschen pendeln in die nächstgrößere Stadt. In vielen Berufen können wir aber digital arbeiten und müssen nicht jeden Tag an den Arbeitsplatz fahren. Wenn man das in Zukunft ausweitet, können junge Familien wieder stärker aufs Dorf ziehen. Denn das Leben auf dem Land ist attraktiv. Aber es muss vereinbar sein mit der Perspektive, sich beruflich verwirklichen zu können. Die Digitalisierung ist da eine große Chance. Oft kann die Arbeit von Raum und Zeit entkoppelt werden, weil sie an jedem Ort zu jeder Zeit stattfinden kann.

BZ: Dafür braucht es vor allem gutes Internet.

Harteisen: Genauso, wie wir überall eine Versorgung mit Strom, Wasser und Straßen haben, müssen Glasfaseranschlüsse in jedes Dorf, in jeden Weiler, zu jedem einzelnen Hof. Wenn es gelingt, Wohnen und Arbeiten wieder zu vereinen, haben Dörfer mit Sicherheit eine Zukunft.

BZ: Liegt der Schlüssel also in der Digitalisierung?

Harteisen: Wir benötigen schnelles Internet ja nicht nur für die Arbeit, sondern auch für die Freizeitgestaltung und letztlich viele Bereiche der Daseinsvorsorge. Denken Sie an die Gesundheitsversorgung: In der Medizin wird es zunehmend Möglichkeiten geben, bestimmte Dienstleistungen digital zu erbringen. Wenn sich Arzt und Patient gut kennen, ist nicht immer die persönliche Sprechstunde erforderlich. Ebenso kann das Dorf für junge Unternehmen interessant sein, zum Beispiel weil die Grundstückspreise niedriger sind als in Städten – gerade für solche, die keinen direkten,

persönlichen Kundenkontakt haben und ihre Produkte über Messen oder das Internet verkaufen. So könnten Jobs im Dorf geschaffen werden.

BZ: In manchen Bereichen geht das bestimmt, aber Raum und Zeit werden durch das Internet nicht komplett irrelevant. Braucht es da nicht auch eine bessere Verkehrsanbindung?

Harteisen: Wir müssen definitiv über ein neues Mobilitätsangebot nachdenken. Klar, man kann sich wünschen, der Bus müsste wie in der Stadt jede halbe Stunde kommen. Aber das wird auch in Zukunft in Dörfern mit 500 Einwohnern unrealistisch sein. Es müsste ein Basisangebot geben, bei dem alle zwei Stunden ein Bus fährt. Dann muss es bedarfsorientierte Zusatzangebote geben, durch die man sich per App einen Kleinbus oder ein Taxi bestellen kann und vom privaten Haus zum Arzt oder zum Bahnhof gefahren wird.

BZ: Auf dem Dorf nutzen viele Menschen vor allem das Auto. Kann man die überhaupt davon überzeugen, auf öffentliche Angebote umzusteigen?

Harteisen: Die Bereitschaft hängt davon ab, ob das Angebot an die Qualität des individuellen Verkehrs herankommt, also genauso bequem ist wie das eigene Auto. Das zeigen all unsere Forschungen.

BZ: Es ziehen ja auch Menschen aufs Dorf. In Neubaugebieten entwickelt sich oft eine Art Paralleldorf und Neue finden keinen Anschluss. Wie lässt sich das lösen?

Harteisen: Gerade in Dörfern, die schnell wachsen, gibt es diese zwei Gruppen der Alteingesessenen und der Zugezogenen. Da heißt es oft, „die Neuen“ wollen gar nicht an den Festen teilnehmen oder in die Vereine eintreten. Das stimmt auch zum Teil. Viele Menschen ziehen aufs Dorf, weil sie ein günstigeres Grundstück bekommen und ihren Traum vom Einfamilienhaus im Grünen verwirklichen, oder weil die Mieten in der Stadt nicht mehr bezahlbar sind – und nicht, weil sie Teil der Dorfgemeinschaft werden wollen.

BZ: Haben Zugezogene vielleicht einfach andere Vorstellungen von Gemeinschaft?

Harteisen: Die meisten Menschen haben ein Bedürfnis nach sozialen Kontakten, aber vielleicht nach anderen als die alten Dorfbewohner. Das ist dann eben nicht das Weinfest. Aber es sind vielleicht neuartige Kulturveranstaltungen, die dann für beide Gruppen interessant sind.

BZ: Haben Sie ein Beispiel dafür?

Harteisen: In der Nähe von Göttingen wurde vor vielen Jahren ein Jazzfestival initiiert, weil die Dorfbewohner Jazz in ihrem Dorf hören wollten. Das läuft mittlerweile jedes Jahr im September drei Tage lang. Solche Kulturinitiativen können eine integrierende Funktion haben. Plötzlich trifft man sich in einem lockeren Rahmen und muss nicht gleich Mitglied in einem Verein werden.

BZ: Das Dorf muss sich in Zukunft also verändern?

Harteisen: Der Staat muss die Rahmenbedingungen setzen und gewisse Infrastrukturen schaffen. Aber immer stärker übernimmt die Zivilgesellschaft eine Mitverantwortung, zum Beispiel kulturell, bei den Dorfläden oder der Mobilität mit Bürgerbussen. Wenn dann noch die technischen Möglichkeiten des Internets oder autonomes Fahren konsequent genutzt werden, werden wieder mehr Menschen aufs Dorf ziehen und dort bleiben.

▶ **Ulrich Harteisen (60)**, ist Professor für Regionalmanagement und regionale Geographie an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Göttingen. Der Geograf erforscht die Entwicklung von Dörfern, ländlichen Räumen und Kulturlandschaften. Harteisen lebt in Elvershausen, einem Dorf im südlichen Niedersachsen mit rund 700 Einwohnern, und ist Mitglied eines Dorfladen-Vereins.



Ulrich Harteisen

ANZEIGE

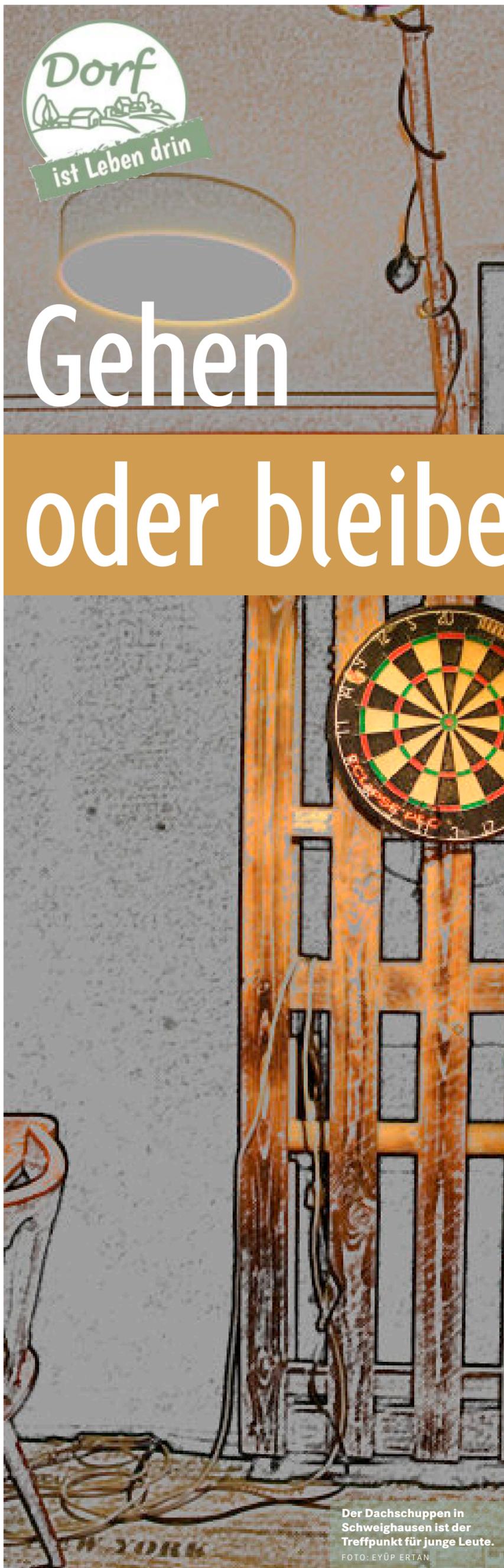


Keinen Serienteil verpassen?

Dann bestellen Sie jetzt unser Aktions-Angebot zur Serie:
0761 496-8200 (gebührenfrei) oder

badische-zeitung.de/serienabo

Badische Zeitung



BZ-SERIE: Junge Menschen ziehe es weg vom Land in die Stadt, heißt es. Im Schuttertal aber kommen sie wieder zurück. Was sind die Gründe für die Rückkehr, was hält sie dort?

■ Von Eyüp Ertan

Die Tätowiermaschine surrt gleichmäßig, während die Nadel die schwarze Tinte unter die Haut sticht. Es ist ein warmer Sommertag im Schuttertal. Draußen läuten die Glocken der St. Antonius Kirche, drinnen läuft Rockmusik. Zwei Stunden dauert die Sitzung schon, die Studiotür ist zu, entsprechend warm und sauerstoffarm ist es. „Ich lasse die Tür meist zu, damit ich in Ruhe arbeiten kann“, sagt Dominik Rederich. Seine Aufmerksamkeit gilt dem Motiv vor ihm, er schweigt die meiste Zeit, während er den Unterarm seiner Mutter tätowiert. Unter der hellen LED-Ringleuchte vollzieht der 32-Jährige den immer gleichen Dreischritt: Creme auf der Haut verteilen, Linie nachstechen, überschüssige Farbe und gegebenenfalls Blut mit einem Tuch wegstupfen. Rederich, kurze dunkle Haare, Vollbart und Tattoos auf dem Arm, trägt neben

den schwarzen Einmalhandschuhen auch ansonsten ausschließlich Schwarz: schwarze Turnschuhe, schwarze Hose und ein schwarzes T-Shirt. Wegen der Tinte, wie er sagt.

Im Februar dieses Jahres hat Rederich das Studio im Schuttertal gemeinsam mit einer weiteren Tätowiererin eröffnet. An einem Tag in der Woche, immer dienstags, nimmt er sich Zeit für die Tattoo-Wünsche seiner

Kundinnen und Kunden. „Für viele ist es leichter, für das erste Tattoo im Studio im eigenen Dorf anzufahren und vorbeizuschauen, statt in die nächstgrößere Stadt zu fahren“, sagt Rederich. Fünf weitere Tage arbeitet er in einem Restaurant in Friesenheim-Oberweier. Denn Rederich ist gelernter Koch: Seine Ausbildung hat er im Nachbarort Lahr-Reichenbach gemacht, seinen Küchenmeister ebenso. Dann folgten Jahre der Wanderschaft. „Ich wusste immer, dass ich mal weg will und dass das vor meinem 30. Lebensjahr passieren muss“, sagt Rederich, der zunächst im schwäbischen Salach auf der Burg Staufen war. „Als Koch muss man nach der Lehre weg. Ansonsten bleibt man an einem Punkt stehen und das Ganze stagniert“, sagt er über die Beweggründe, seine Heimat damals zu verlassen. Nach einem Zwischenstopp, erneut in Lahr-Reichenbach, für die Ausbildung zum Küchenmeister und dem damit verbundenen Aufstieg zum Souschef, folgte eine zweite Station in der Ferne. Dieses Mal zog es Rederich ins Schweizer Adelboden, südlich von Interlaken. „Corona hat mir in der Schweiz einen Strich durch die Rechnung gemacht“, sagt Rederich. Mit Beginn der Pandemie ist er wieder zurückgekehrt in seinen Heimatort Wittelbach, zwei Kilometer entfernt von Schuttertal und seinem Tattoo-Studio. Was hat ihn zurückgezogen?

Die 3200-Seelen-Gemeinde Schuttertal hat Zahlen über Fort- und Zuzüge der vergangenen Jahre auswerten lassen. Während die 18- bis 30-Jährigen die Gemeinde häufig verlassen, ziehen in der Altersgruppe der 30- bis 45-Jährigen wieder mehr Menschen ins Schuttertal. Vergleicht man beide Altersgruppen miteinander, gleichen sich die Zahlen annähernd aus. Für Wulf Daseking, Honorarprofessor für Stadtsoziologie an der Universität Freiburg, ist das nichts Ungewöhnliches. Noch vor wenigen Jahrzehnten sei der Tenor gewesen, in die Großstadt zu ziehen, den ländlichen Raum hinter sich zu lassen und nicht wieder zurückzukehren. Heute nicht mehr. „Junge Leute machen Abitur und fragen sich: Was mache ich jetzt?“, so Daseking, der einen Wertewandel feststellt, der in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten stattgefunden hat. „Wenn ich irgendwo hingeh und studiere, ist erstens alles voll, zweitens kostet das viel Geld, drittens bekomme ich keine Bude, viertens habe ich es hier doch ganz gut.“ Mit „hier“ meint Daseking die Heimatdörfer der jungen Menschen. „Hier habe ich meine Angebundenheit, die ich woanders erst einmal aufbauen muss – wer weiß, ob ich sie überhaupt kriege“, sagt er.

Für Dominik Rederich waren zwei Faktoren für seine Rückkehr entscheidend: seine Familie und der Wunsch, eine eigene Familie zu gründen. Knapp ein Jahr ist sein Sohn inzwischen alt, gemeinsam mit seiner Verlobten wohnt er schräg gegenüber von seinem Elternhaus. Fährt man die Talstraße in Richtung Schutterquelle, vorbei an Weiden, Wäldern und Windrädern, kommt man am Dachschuppen im Ortsteil Schweighausen vorbei. Es ist der Ort, an dem die jungen Menschen der Gemeinde zusammenkommen. Bis zum Umzug im Jahr 2015 entsprach er seinem Namen. Heute befindet sich der Dachschuppen, der von der Katholischen jungen Gemeinde (KJG) betrieben wird, in einem Kellerraum unter der Bibliothek. Er ist überschaubar groß und doch mit dem

Wichtigsten ausgestattet: Zwei Dartscheiben, Sofas, ein Tischkicker. Die Preise für Kühlgetränke sind moderat, an der Wand hinter dem Tresen hängt eine selbstgestaltete Preisliste, ein großes Bier kostet 2,50 Euro.

Theresa Griesbaum, 19 Jahre, braune Haare mit Mittelscheitel und schwarzer Brille, ist Kassenspartin bei der KJG und gehört zu den jungen Menschen im Ort, die bleiben. „Ich will nicht, dass meine Familie hier ist – und ich weg bin. Auch die Freundschaften laufen sonst auseinander“, sagt sie. Der Umstand, dass es in der Gemeinde kein Kino, keine Bar oder Disco gibt, war für sie kein Grund, für die Ausbildung wegzuziehen. Im Schuttertal werden dafür Feste gefeiert: „Bei Mai hoch zwei ist immer sehr viel los, da kommen die Leute inzwischen auch von woanders zu uns“, sagt Griesbaum. Im Sommer, wenn es warm genug ist, verlagere sich das Geschehen ohnehin in die Hütten im Wald – so können die jungen Schuttertälerrinnen und Schuttertäler auch den Problemen der Ruhestörung aus dem Weg gehen. „Der Zusammenhalt stimmt hier“, sagt Theresa Griesbaum, die gemeinsam mit ihren Freundinnen in die KJG eingetreten ist.

Nach ihrem Abitur hat sie im vergangenen Herbst eine Ausbildung als Bauzeichnerin in Haslach im Kinzigtal begonnen. 20 Minuten muss sie jeden Tag mit dem Auto über den Geisberg nach Haslach fahren, einen Bus ins Kinzigtal gibt es nicht. „Die schlechte ÖPNV-Anbindung ist schon nervig. Man ist froh, wenn man den Moped-Führerschein oder das Auto hat.“

Matthias Litterst kennt diese Problematik. Der Bürgermeister des Schuttertals kann von seinem Büro in Dörlinbach nicht nur auf die Weiden, sondern auch auf die Talstraße schauen, wo der Bus entlangfährt. „Es ist kein Geheimnis, dass die Taktung ausbaufähig wäre“, sagt er, verweist aber auf die geringe Auslastung. Litterst folgt mit wachen Augen hinter seinen leicht buschigen Augenbrauen dem Gespräch, wägt seine Worte ab, wenn er darüber spricht, warum seine Gemeinde viele junge Menschen im ländlichen Raum hält. Drei Faktoren nennt Litterst: Berufschancen durch das Handwerk, die Vereinslandschaft und die Kinderbetreuung. „Wenn ich mich im Verein engagiere – da bin ich das beste Beispiel für – bilden sich feste Freundschaften. Das ist für junge Leute ein wesentlicher Faktor, das bindet mich an meine Heimat, an mein Dorf“, sagt Litterst. Im Schuttertal gibt es in jedem Ortsteil ein Schulhaus und einen Kindergarten. „Daran erinnern sich die jungen Leute und nehmen dafür auch Standortnachteile, die wir unbestritten haben, in Kauf“, sagt Litterst.

„Ich wusste immer, dass ich mal weg will und dass das vor meinem 30. Lebensjahr passieren muss.“

Dominik Rederich

Im Studio an der Talstraße ist das Tattoo derweil fertig geworden. Während Dominik Rederich seinen Arbeitsplatz aufräumt und desinfiziert, richtet sich seine Mutter von der Liege auf. Die 57-Jährige geht einige Schritte zum Spiegel und mustert das fertige Werk. Es ist Gizmo, der Gremlin aus dem gleichnamigen Film von 1984. „Zu Dominiks Geburt hat mir mein Mann damals die Gizmo-Figur geschenkt“, sagt sie müde, das Stechen hat sie Kraft gekostet. Aber in ihrer Stimme schwingt auch ein gewisser Stolz mit – Stolz, dass ihr Sohn nach seinen Wanderjahren nun zurück in seiner Heimat ein zweites Standbein aufgebaut hat.

Und morgen? Ein Pfarrer aus Afrika predigt in Hinterzarten.

►► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier mehr.bz/Dorfistlebendrin**

ANZEIGE



Keinen Serienteil verpassen?

Dann bestellen Sie jetzt unser Aktions-Angebot zur Serie:
0761 496-8200 (gebührenfrei) oder

[badische-zeitung.de/serienabo](https://www.badische-zeitung.de/serienabo)

Badische Zeitung



Der Neue in der Familie

BZ-SERIE: Das Christentum steckt in der Krise, auch auf dem Land. Um Personallücken zu schließen, kommen immer mehr Priester aus dem Ausland: aus Polen, Indien, Afrika. Emmanuel Lossou aus Togo ist einer von ihnen – er predigt in Hinterzarten.

■ Von Fabian Sickenberger

Die drei alten Damen murmeln unbestimmt. Sie sind versunken in ihr Gebet. „Ich glaube an Gott, den Vater“, beginnen sie, und dann weiter: „Gegrüßet seist Du, Maria“, „Ehre sei dem Vater“, „wie im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit“. Stoisch beten sie an diesem Morgen den Rosenkranz in Maria in der Zarten, Hinterzarten katholischer Kirche. Gegen Ende des Gebets, die Glocken der Kirche läuten, öffnet sich im Hintergrund die Kirchentür. Ein Mann tritt ein. Mit leisen Schritten bewegt er sich vor zum Altar, kniet nieder, bekreuzigt sich. Der Mann, 1,62 Meter groß, im Gesicht eine randlose, eckige Brille, schaut zu den Betenden. Er nickt ihnen zu. Sie grüßen zurück mit der Gewissheit: Der Pfarrer ist da – unser Pfarrer Emmanuel Lossou.

An diesem Morgen hält der 37-Jährige nach dem Rosenkranz die Eucharistiefeier in Hinterzarten. Seit einem Jahr ist er hier Gemeindepriester. Ein junger Geistlicher aus Togo mitten im Hochschwarzwald. Was verschlägt ihn aufs deutsche Land, mitten hinein in eine Welt, in der er bis vor Kurzem niemanden kannte?

Wegen des Priestermangels werden immer häufiger ausländische Pfarrer eingesetzt. In Südbaden etwa in Todtnau, Schuttertal, Friesenheim und Kandern-Istein – als Ferienvertretung oder dauerhaft wie in Hinterzarten. Das Modell gibt es vor allem im ländlichen Raum, sagt Bernhard Eiermann, der in der Erzdiözese Freiburg für den Personaleinsatz der Priester zuständig ist. „Dort sind die Menschen sehr dankbar, dass sie auf diese Weise vor Ort noch eine Eucharistie oder eine Heilige Messe feiern können.“ Ohne die Priester der Weltkirche, wie die ausländischen Pfarrer heißen, wäre das oft nicht mehr möglich. Im Frühjahr 2023 beschäftigte die Erzdiözese laut eigenen Angaben 66 festangestellte Priester der Weltkirche – bei rund 340 aktiven Diözesanpriestern ist das fast jeder fünfte. Hinzu kommen jährlich 30 bis 50 Ferienvertreter. Sie stammen meist aus Polen, Indien und verschiedenen Staaten Afrikas – vor allem aus

Nigeria, Ruanda, Burundi, Tansania. Oder eben Togo.

Dort, in der Hauptstadt Lomé, einer Millionenmetropole an der Atlantikküste, sitzt vor 30 Jahren der siebenjährige Emmanuel und entscheidet: „Ich will Priester werden.“ So erzählt er es heute, tausende Kilometer entfernt von seiner westafrikanischen Heimat. Lossou sitzt in seiner spärlich eingerichteten Pfarrwohnung – die Regale fast leer, die Wände noch nackt – und erzählt von seinem Weg ins badische Dorf. Mit elf Jahren tritt er ins Knabenseminar ein. 2013 wird er in Togo zum Priester geweiht. Für eine Promotionsstelle in Freiburg kommt er nach Deutschland. Kurz darauf ergibt sich die Möglichkeit, parallel als Priester in Hinterzarten zu arbeiten. „Das ist mein ganzes Leben“, sagt er über seinen Dienst im Namen Gottes.

Lossou geht gern auf die Menschen zu. Ohne diese Eigenschaft hätte er wohl einen schweren Stand im Hochschwarzwald, dessen Menschen als eher reserviert gelten. „Ja“, sagt Lossou, „die Leute sind etwas zurückhaltend, aber das ist nicht schlimm. Im Allgemeinen sind sie alle sehr nett.“ Wenn man Liebe schenke, sagt er, bekomme man sie in 99 Prozent der Fälle zurück. Auch in Hinterzarten.

Er wolle sich hier eine neue Familie aufbauen, sagt er. Das Bild der Familie benutzt er oft. Doch Familie

worden, meldet die Pressestelle des Erzbistums Freiburg. „Die Zahl der Priesterweihen belief sich zugleich auf etwa vier pro Jahr, Tendenz sinkend“, heißt es weiter. Ein klares Minus. Und Gottesdienstbesucher sind ohnehin längst zur Randerscheinung geworden. An diesem Tag sind sie zu zehnt, in einer Kirche mit rund 500 Plätzen. Ja, es ist ein Wochentag, und ja, es ist frühmorgens – dennoch ist Lossou besorgt: „Deutschland ist ein Missionsort geworden. Hier und in ganz Europa gibt es kaum noch Christliches außer den Kirchengebäuden. Und die würden ohne den gelebten Glauben zerfallen.“ Im Mittelpunkt stehe nicht mehr Jesus Christus, sagt er, sondern der Mensch und sein Streben nach Vergnügen. Der Glaube sei zum Hobby verkommen.

Ganz anders in vielen Teilen Afrikas: Dort sind Kirchen pulsierende Orte, die Gottesdienste voll, die Jugend mittendrin. „Das Ansehen und die gesellschaftliche Stellung der Priester ist dort höher als in Deutschland“, sagt Bernhard Eiermann von der Erzdiözese. Emmanuel Lossou sagt, dieser Kontrast habe ihn nicht überrascht: Togoische Medien berichteten schon lange vom Rückgang der Religiosität in Europa. „Wir wissen ganz gut, wie es der Kirche hier geht. Viele Europäer hingegen wissen nur wenig über Afrika.“

Überhaupt wird über den vielfältigen afrikanischen Kontinent – 54 Staaten, rund 1200 Sprachen und 3000 Ethnien – hierzulande weitgehend in Klischees gedacht. Lossou erfährt das oft. Was wurde er nicht alles schon gefragt: Ob es in Afrika Autos gebe. Ob er wisse, was Salat sei. Ob er Paprika kenne. Lossou schmerzten solche Vorurteile, sagt er. Genau wie eine Formulierung, die er regelmäßig hört: „Bei uns.“ Bei uns in Deutschland. Bei uns im Schwarzwald. Bei uns im Dorf. „Manchmal ist das ein Ausdruck einer Verslossenheit gegenüber dem Anderen, eine Überbewertung der eigenen Gewohnheiten, Angst vor dem Neuen“, sagt er.

Vor einiger Zeit ging Emmanuel Lossou in der Region spazieren. Nicht in Hinterzarten – das zu betonen, ist ihm wichtig. Ein Mann ging an ihm vorbei und drehte sich dann noch einmal um. „Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Für ihn war ich, als schwarzer Mensch, eine Gefahr. Das fand ich krass.“

Manchmal sei er einsam in der neuen Heimat, sagt er. Da habe er Heimweh nach seiner Familie und dem Gewusel Lomés. „Die Trennung fällt mir schwer, aber ich mache das für Christus.“ Manchmal strengt ihn die Sprache an – obwohl er hervorragend Deutsch spricht. Er lernte es auf dem Gymnasium in Lomé und später am Sprachenkolleg des Erzbistums

in Freiburg. Ohne C1-Zertifikat hätte er die Stelle erst gar nicht bekommen. Dennoch: „Der alemannische Dialekt ist wie eine andere Sprache.“

Vorurteile, Rassismus, Sprachprobleme. Der Weg aus Westafrika ins deutsche Dorf bedeutet eben oft auch schlicht: Kulturschock. Doch wenn Lossou sich unwohl fühlt, spricht er die Menschen einfach an.

Kurz vor Weihnachten 2022 zum Beispiel, er war da erst seit Kurzem in Hinterzarten. Er saß in einer Pizzeria – „und eine Familie schaute ständig zu mir rüber. Mir war das unangenehm.“ Also habe er sich ein Herz gefasst und sei auf die Leute zugegangen. „Hallo, ich bin Emmanuel.“ Keine Reaktion. „Ich wohne jetzt in Hinterzarten.“ Gleichgültigkeit. „Ich bin der neue Priester.“ – „Aah! Oooh! Setzen Sie sich doch.“ Inzwischen sei diese Familie ein wichtiger Kontakt für ihn geworden, sagt er. Seither ist Emmanuel Lossous zweite Familie, die im deutschen Dorf, ein bisschen größer.

Und morgen? Erzählt ein Rentnerpaar, wieso sie mitten im Nirgendwo leben.

► Alle Serienfolgen im BZ-Dossier mehr.bz/Dorfistlebendrin

Religion in Afrika

Schätzungen zufolge sind etwa 40 bis 45 Prozent der Afrikanerinnen und Afrikaner Christen, ähnlich viele sind muslimischen Glaubens. Hinzu kommen verschiedene traditionelle afrikanische Religionen – zusammengekommen sind sie die drittgrößte Gruppe. Auch viele Mischformen aus verschiedenen Glaubensvorstellungen haben sich über die Jahrhunderte herausgebildet, so dass eine große religiöse Vielfalt herrscht. Während der Norden und das Horn von Afrika sowie Teile der Ost- und Westküste vorwiegend islamisch geprägt sind, überwiegt das Christentum im Zentrum und Süden des Kontinents. Der christliche Glaube wuchs vor allem wegen der Missionsbemühungen im 19. und 20. Jahrhundert. Heute leben in Afrika mehr Katholiken als Protestanten. Auch in Emmanuel Lossous Heimat Togo: Etwa 42 bis 48 Prozent der Bevölkerung sind Christen (rund 25 Prozent aller Togoer Katholiken), gut ein Drittel gehört traditionellen Religionen an, die drittgrößte Gruppe sind sunnitische Muslime. **fsi**

„Die Leute sind etwas zurückhaltend, aber das ist nicht schlimm. Im Allgemeinen sind sie alle sehr nett.“

Emmanuel Lossou, Pfarrer in Hinterzarten

klappt nur mit guter Kommunikation. Nach dem Gottesdienst sucht er am Kirchenausgang das Gespräch: „Alles in Ordnung bei Ihnen?“ – „Schön, dass Sie gekommen sind.“ – „Was haben Sie diese Woche vor?“

Bei der Gemeinde kommt das gut an. Renate Dominke, die an diesem Morgen am Gottesdienst teilnimmt, ist froh über den Priester aus Togo: „Hut ab, er macht das wirklich gut“, sagt sie. So sehen es auch Agnes Straub und ihr Sohn Josef. Mit seiner lockeren Art sei der neue Pfarrer eine große Bereicherung, sagt der Sohn. „Er ist so herzlich und spontan“, sagt die Mutter. Und: „Das ist hier ja nicht selbstverständlich.“

Lossou und seine Kollegen der Weltkirche sind so etwas wie die Rettung vor dem Niedergang des Christentums auf dem Land. Pfarrer möchte kaum noch jemand werden. In den vergangenen zehn Jahren seien pro Jahr zehn bis 25 Priester pensioniert



Sie leben ganz abgeschieden auf einem Berg im Münstertal: Dieter und Hermine Herrmann.

FOTO: LISA PETRICH

In der

Abgeschiedenheit

BZ-SERIE: Ein Rentnerpaar ist aus Freiburg freiwillig in ein kleines, abgelegenes Haus im Münstertal gezogen. Ganz ohne Dusche, Briefkasten, Waschmaschine. Trotzdem sind sie Teil des Dorfs – und ihr Leben ist alles andere als einsam.

■ Von Lisa Petrich

Zwischen dunklen Tannen, oben in den Bergen und weit entfernt von geteerten Straßen steht eines dieser Häuser, die man im Schwarzwald mitten im Nirgendwo entdeckt. Wo der Handyempfang schon längst aufgegeben hat und im Winter eine dicke Schneedecke das Zuhause von der Außenwelt trennt, dort leben Dieter und Hermine Herrmann. Auf 935 Metern Höhe haben die Freiburger im Münstertal ihren Traumort zum Altwerden gefunden – ganz abgeschieden und allein. Das dachten sie zumindest.

Als Hermine Herrmann in der Küche das Mittagessen vorbereitet, klingelt das Telefon in der Stube. Es ist schon das zweite Mal an diesem Vormittag, dass eine Freundin anruft. Ehemann Dieter, 84 Jahre, sitzt zurückgelehnt in seinem breiten Sessel, auf dem eine dicke Wolldecke ausgebreitet ist, und seufzt. „Nicht mal hier oben hat man seine Ruhe“, grummelt er und schlägt die Beine übereinander. Seine 83-jährige Frau, rot gefärbte Haare, pinke Weste, eilt zum Telefon und geht damit in die Schlafkammer. Der hagere, große Mann mit dem weißen Schnauzer wendet seinen Blick nach draußen, wo Kohlmeisen im Garten zwitschern. Dahinter blickt man auf das Münstertal, das sich durch die Berge schlängelt, im Hintergrund thronen die Vogesen.

Die Straße, die zum Haus führt, besteht für einen Kilometer nur aus einem steinigem Forstweg durch den Wald. „Ich mag die Abgeschiedenheit“, sagt Dieter Herrmann. „Die Leute und den Trubel vermisse ich nicht.“ Seine Frau ist vom Telefonat wieder in die Stube zurückgekommen. „Da ist der Dieter speziell“, sagt sie, „eigentlich ist er ein Einsiedler.“ Aber es gebe auch den anderen Dieter: den geselligen, redseligen. Hermine Herrmann erzählt von Geburtstagsfeiern auf den umliegenden Höfen. „Da lässt der Dieter immer richtig die Sau raus“, sagt sie und lacht.

Dieter und Hermine Herrmann leben seit ihrem Renteneintritt Anfang der 2000er Jahre in dem Haus mit rund 40 Quadratmetern Grundfläche. Es gibt zwei kleine Schlafkammern, eine Stube, eine Küche und ein Bad, in das gerade mal eine Kloschüssel und ein Waschbecken reinpasst. Überall ist wenig Platz, dafür hängt an den holzvertäfelten Wänden umso mehr Dekoration: Bilder von Schwarzwälder Bergen, Lichterketten, Geweihe, bemalte Teller, ein ausgestopftes Eichhörnchen, Falsterne – alles liebevoll platziert. Eine Dusche gibt es nicht, genauso wenig eine Badewanne. Für die Herrmanns kein Problem: Jeden Morgen waschen sie sich „von oben bis unten“ mit dem Waschlappen. Ihr Wasser kommt aus einer eigenen Quelle und ist zwar kalt, sie können es aber auf dem Herd erwärmen. Solche Häuser, die ihr Trinkwasser aus eigener Quelle beziehen oder eine eigene Kläranlage haben, gibt es in Südbaden nur noch vereinzelt.

Hermine Herrmann geht wieder in die Küche. Dort steht schon eine klare Kartoffelsuppe mit Würstchen, die sie durch eine Luke in die Stube reicht. Dann setzen sich beide zum Mittagessen. „Eigentlich war es gar nicht unser Plan, hier hochzuziehen“, sagt die 83-Jährige. Warum es doch so kam? Sie zeigt nur stumm auf ihren Mann, der gerade ein Stück Würstchen in den Mund schiebt. Der zuckt mit den Schultern. „Schöner als hier oben geht's doch gar nicht“, sagt er. Viele ihrer Freunde hätten gesagt, dass es doch verrückt sei, auf den Berg zu ziehen. „Sie verstehen nicht, warum ich das alles mitmache“, sagt Hermine Herrmann und lacht. „Das hätte ich auch nicht gedacht“, sagt ihr Mann trocken. Sie schaut nach draußen. „Dabei bin ich schon immer naturverbunden gewesen“, sagt sie, „ich mag es hier ja genauso. Mein Garten ist mein Leben“. Um das Haus herum sprühen Blumen und Fliederbüsche. Das ist Hermine Herrmanns Werk. Dort verbringt sie ihre Zeit am liebsten.

Bis zur Rente hat das Ehepaar in Freiburg gearbeitet. Dieter Herrmann ist gelernter Nachrichtentechniker und war sein Leben lang als Entwickler tätig. Hermine Herrmann hatte verschiedene Jobs, unter anderem beim Regierungspräsidium Freiburg und in der Universitätsklinik. Ihre Eigentumswohnung im Freiburger Stadtteil Herdern haben sie nicht verkauft. Alle zwei Wochen geht Hermine Herrmann zurück, um Wäsche zu waschen oder doch mal zu duschen. Zwischendurch wohnt dort immer wieder ein verwandter Jurastudent. Das Haus auf dem Berg, das Dieter Herrmann liebevoll „Hütt-

le“ nennt, kauften seine Eltern in den 1960er Jahren als Ferienhaus. Er werkelt daraufhin jede freie Minute daran – es war ziemlich baufällig. Ab und zu kam der Nachbar, der einen Kilometer entfernt wohnte, vorbei. Er half einfach so beim Ausbau mit und ruhte sich dann gemeinsam mit Dieter Herrmann bei einer Pfeife in der Sonne aus. Die meisten anderen Leute aus dem Tal seien anfangs eher zurückhaltend gewesen, wollten mit den „Städtern“ nichts zu tun haben, erzählt Hermine Herrmann. Sie war von Anfang an dort oben mit dabei, heiratete ihren Dieter 1965. Inzwischen kennt das Paar viele Münstertäler. „Dass wir mal so verbandelt werden mit dem Münstertal, das hätten wir früher nie gedacht“, sagt Hermine Herrmann und richtet nebenher ein paar Krimis, die sie einer Nachbarin ausleihen will.

Trotz der Abgeschiedenheit vermisse sie nichts, sagt sie. Bei ihnen ist es auch gar nicht so einsam, wie es auf den ersten Blick scheint: Immer wieder rufen Nachbarn an – mal wegen Gämsen auf der Weide, mal wegen des Wetters oder Buschfunks aus dem Tal. Etwa einmal im Monat bekommen die Herrmanns Besuch. „Das reicht dann auch“, grummelt der 84-Jährige. Dann lacht er. Ein bisschen Kontakt zu Nachbarn schadet dann also doch nicht. Und das nützt dem Ehepaar auch bei praktischen Dingen: Das Holz zum Heizen kaufen sie bei den Nachbarn vom Hof weiter unten im Wald, auch Pakete nehmen diese oft für sie an.

Im Winter sind sie von der Nachbarschaft aber oft abgeschottet, der Waldweg zum Haus ist dann zugeschnitten. Sie müssen oft einen befreundeten Schneepflugfahrer anrufen und fragen, wann er Zeit hat. Einmal sind sie vor lauter Schnee drei Wochen nicht vor die Tür gekommen, erzählt Dieter Herrmann. „Und dann hat es an der Tür geklopft“, erinnert sich seine Frau. Vor ihr stand damals die Nachbarin mit einem prall gefüllten Einkaufskorb: mit Brot, Butter, Eiern, Wurst und Gemüse. Sie ist knapp einen Kilometer durch den Schnee gestapft. Für die Herrmanns ein kleines Winterwunder.

„Ich wusste gleich: Hier oben ist alles, was ich brauche. Hier will ich sterben“, sagt Dieter Herrmann. „Hier wärst du fast gestorben“, unterbricht ihn seine Frau. Er winkt ab: „Das ist doch unwichtig.“ Sie erzählt trotzdem: Ihr Mann sei einmal schwer krank gewesen, wollte aber keinen Arzt sehen. Nach vier Wochen fuhr sie dann zum

„Dass wir mal so verbandelt werden mit dem Münstertal, das hätten wir früher nie gedacht.“

Hermine Herrmann

Hausarzt ins Tal. Der ist mit zum Haus auf dem Berg gekommen und hat ihrem Mann den direkten Weg in die Klinik angeordnet. Diagnose: Lungen- und Herzembolie.

Dieter Herrmann wird ganz ruhig, als seine Frau davon erzählt. Dann rappelt er sich im Sessel auf. „Da dachte ich: Mein Hüttle seh' ich nie mehr. Aber meine Hermine hat mir das Leben gerettet.“ Er hätte dann eine Reha machen sollen, aber er wollte schnellstens wieder nach Hause: „Das Hüttle hat mich gerufen.“

Ans Älterwerden wollen die beiden nicht gerne denken. Auch nicht daran, wie sie dort oben ohne Auto zu recht kommen würden. „Wir machen das einfach, solange es geht“, sagen sie. Ihre große Angst ist hingegen, dass das Haus später leersteht. „Bei dem Gedanken blutet das Herz“, sagt Dieter Herrmann. Das einsame „Hüttle“ wurde zur neuen Heimat. Mitten in der Abgeschiedenheit – und letztlich doch als Teil der Münstertäler.

Und morgen? Wo der Fußball zwei und mehr Dörfer zusammenbringt.

► Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: [mehr.bz/DorfistLebenDrin](https://www.bz.de/DorfistLebenDrin)

Eigene Quelle und Kläranlage

Die Herrmanns haben bei ihrem Haus im Münstertal eine eigene Trinkwasserquelle und eine eigene Kläranlage. Im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald ist so eine Situation inzwischen eine Seltenheit. Dort sind nur 1,8 Prozent der Einwohner nicht an die öffentliche Kanalisation angeschlossen, heißt es im Landratsamt. „Der Anschluss abgelegener Höfe an den öffentlichen Abwasserkanal wird durch moderne Technik immer häufiger wirtschaftlich“, sagt Sprecher Matthias Fetterer. Im Landkreis Lörrach ist das ein wenig anders: Dort sind rund 0,3 Prozent der Einwohner noch nicht an die öffentliche Kanalisation angeschlossen, und das bleibt vielleicht auch so: „Jetzt wird es aufgrund von Entfernung und Kosten trotz Förderung immer schwieriger, die verbliebenen Anwesen an die öffentliche Kanalisation anzuschließen“, sagt Sprecher Torben Pahl. Im Landkreis Waldshut sind, wie im Breisgau-Hochschwarzwald, noch 1,8 Prozent der Einwohner nicht am öffentlichen Abwasserkanal angeschlossen. Im Landkreis Emmendingen sind es ein Prozent, im Ortenaukreis 1,3 Prozent. **lisp**



Philipp Hensle (links) und Jonas Bühler im Trikot der SG No-Wa
FOTO: FLORIAN SCHMIEDER

Zwei Dörfer, ein Team

BZ-SERIE: Fußball wird am Wochenende in ganz Südbaden gespielt. Auch von Jonas Bühler und Philipp Hensle: Sie sind junge Trainer in der Spielgemeinschaft ihrer Heimatdörfer. Die beiden Orte und ihre Bewohner begegnen sich am Sportplatz – und wachsen durch den Fußball zusammen.

Von Florian Schmieder

Es riecht nach altem Gras und Wärmesalbe. US-amerikanischer Rap tönt aus den Boxen. Titel des Songs: Superhero. An den Wänden der Kabine hängen Schwarz-Weiß-Fotos und rote Kleiderhaken. Die dröhnende Musik stoppt. „Was ist der Schlüssel für Erfolg?“, bricht eine gewaltige Stimme die Stille. „Mentalität“, schreit Philipp Hensle. „Ich will gleich Mentalitätsmonster auf dem Platz.“ Hensle erinnert an die Niederlage im Hinspiel. Die fünfzehn Männer auf den Holzbänken schauen betreten zu Boden. „Und jetzt sitzen sie da drüben, hören ihren Schlager. Will einer von euch nach dem Spiel die in unserem Sportheim feiern sehen?“ Es steht kein

Meisterschaftskampf bevor, Hensle und sein Kollege Jonas Bühler sind keine Bundesligatrainer. Die Spielgemeinschaft Nordweil/Wagenstadt – kurz SG No-Wa – spielt sieben Klassen weiter unten: in der Bezirksliga. Aber heute steht ein Derby an.

Bühler und Hensle sind in ihrem sechsten Jahr als Spielertrainer, also Trainer, die auch auf dem Platz mitspielen. Der 33-jährige Bühler hat hellbraune Haare und lächelt oft verschmitzt. Der ein Jahr ältere Hensle ist blond und wie Bühler auch mittelgroß. Wegen seines durchdringenden Blicks wirkt er ernster. Hensle und Bühler verbringen viel Zeit zusammen, kennen sich seit der Jugend. Damals kicken beide beim Freiburger FC, wechselten dann in die Verbandsliga, Südbadens höchste Spielklasse. „Irgendwann hast du alles gesehen“, begründet Hensle seine Rückkehr. „Der Kontakt ist nie abgerissen, ich war oft hier auf dem Sportplatz.“ Die Väter der beiden haben die SG einst als Vorstände mitgegründet.

Wenige hundert Meter entfernt liegen die beiden Dörfer, etwa auf halber Strecke zwischen Emmendingen und Lahr. Im kleineren Nordweil, aus dem Bühler kommt, kräht an diesem Samstag ein Hahn zur Mittagsstunde, eine Kreissäge heult auf. In

Wagenstadts größter Straße – in der Hensle wohnt – steht ein kleiner Traktor und staut den Verkehr. Mehr Andrang herrscht beim Getränkemarkt. Schilder weisen auf spielende Kinder hin – und einen Schnapsverkauf. Die Kirchen der Gemeinden suchen den direkten Draht nach oben: In Nordweil ist das Gotteshaus auf den Berg gebaut, das Kirchdach in Wagenstadt ist mit einer Solaranlage bedeckt. Dazwischen liegt wie auf einem Podest der Nordweiler Sportplatz. St. Barbara, St. Mauritius und SG No-Wa – die Heilige Dreifaltigkeit des Bleichtals.

Seit 2002 treten in der SG Nordweil/Wagenstadt die Herrenmannschaften der Sportvereine beider Ortschaften an. Eine Anekdote besagt: Bis Anfang der 2000er gab es keinen Radweg zwischen Nordweil und Wagenstadt. Dann kam die SG No-Wa, der Radweg wurde 2008 eingeweiht. Anfangs wurden in den Trainings die Mannschaften nach den beiden Dörfern aufgeteilt. Nun wissen nicht einmal mehr die Vorstände, bei welchem Club ein Spieler gemeldet ist. Von den insgesamt 1900 Einwohnern ist fast die Hälfte in einem der beiden Vereine. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, am Sportplatz auf ein Vorstandsmitglied oder den Namen Hensle zu stoßen. Die SG ist fest mit den Dörfern verwoben, Nordweils Ortsvorsteher Franz Pfeffer etwa ist Ehrenmitglied und pflegt den Rasen. Ob Winzer aus dem Weindorf Nordweil oder Sponsoring-Manager im nahen Europa-Park: Alle

versammeln sich hinter dem SG-Logo.

Für die ganz in Rot gekleidete Heimmannschaft steht heute das Derby gegen die benachbarte SG Freiamt/Ottoschwanden an. Zwischen den Sportplätzen in Nordweil und Ottoschwanden liegen etwa 270 Höhenmeter und viel Wald. „S' Heckeland gegen d' Wälder“, wie es die SG No-Wa nennt. Spielgemeinschaften auch im Erwachsenenbereich sind beliebt. Oder vielmehr notwendig, denn vielen Vereinen fehlen die Spielerinnen und Spieler. Die beiden SG, die heute gegeneinander antreten, gibt es schon seit mehr als 20 Jahren. Während sich die Spieler warmmachen, füllen sich die Ränge. „500 Zuschauer werden es wahrscheinlich“, sagt Sven Buchmüller, der Vorsitzende des SV Nordweil. Am Ende sind es 450.

Etwa 2000 Fußballpartien finden jedes Wochenende in Südbaden statt, sagt Johannes Restle vom Südbadischen Fußballverband. Zum Vergleich: Die beiden christlichen Kirchen feiern insgesamt etwa 1800 Sonntagsgottesdienste. „Am Wochenende kommt das Dorf auf dem Fußballplatz zusammen“, so Restle. Vereine bezeichnet er als „soziale Anker“.

Die Mannschaften betreten zu „Joker and the Thief“ von Wolfmother das Feld, es ist dasselbe Ein-

lauffied wie im Stadion des SC Freiburg. Philipp Hensles Vater Arnold Hensle steht auf der Terrasse des Sportheims und gibt per Mikro die Aufstellungen durch. Modische Basecap mit dem SG-Wappen, grauer Schnauzer, ein Grinsen im Mundwinkel. „Philipps Papa ist Vorstand, seit ich denken kann“, sagt Jonas Bühler. 25 Jahre sind es bereits. Nach einigen erfolglosen Jahren ist die SG dreimal aufgestiegen, war bis vergangene Saison in der Landesliga. „Wir haben in schlechten Zeiten zueinandergefunden und genießen jetzt die guten“, sagt Arnold Hensle. Es scheint, als spreche er nicht nur von Fußball.

Auf dem Platz gibt Philipp Hensle den Ton an, sein Kollege Bühler ist deutlich ruhiger. Insgesamt viermal ertönt Bellinis „Samba de Janeiro“ nach den Treffern der Heimmannschaft. Am Ende feiert die SG No-Wa einen 4:2-Sieg im Derby. Siegfert Hensle, Vorstand des Fördervereins und als Autohändler in Nordweil auch Sponsor der SG, zeigt auf den Mittelstürmer und heutigen Doppeltorschützen und sagt: „Die anderen Topstürmer der Liga verdienen Hunderte Euro.“ Hier dagegen würden nur die Trainer eine Aufwandsentschädigung bekommen, den Spielern zahle man nichts. Das ist selbst in der Kreisliga, der untersten Spielklasse, ungewöhnlich. Dann lacht er und fügt schelmisch hinzu: „Und bei uns hat er diese Woche Wasserleitungen für das Sportheim verlegt.“ Für Philipp Hensles Vater Arnold Hensle ist die Kameradschaft das größte Kapital der SG. „Das fängt oben an und hört unten auf.“

Im Bleichtal denkt man weniger ans Geld, man denkt voraus. „Unser Kapitän könnte zwei Ligen höher spielen, das will er aber gar nicht“, sagt Arnold Hensle. Fast alle Kicker stammen aus der eigenen Jugend und den beiden Dörfern, darauf sind sie stolz bei der SG Nordweil-Wagenstadt. Wenige Tage nach dem Spiel werden sie drei Neuzugänge verkünden: Alles Eigengewächse – und ein Hensle ist auch dabei.

„Un' estate italiana“ dröhnt über den Platz, während die Sieger eine Ehrenrunde zu ihren Fans laufen. Die ersten Bierkästen werden hergeschafft, doch Bühler hat noch nicht genug. Er kickt am Spielfeldrand mit seinem kleinen Sohn. Dieser ist ein weiterer Grund für ihn, warum er in Nordweil lebt und Fußball spielt. „So kann ich meine zwei liebsten Sachen verbinden.“ Seine Frau kenne ihn nicht anders, er sei schon immer fußballbegeistert gewesen. Bühler habe früh signalisiert, dass er im Dorf bleiben wolle. „Meine Frau kommt aus Ettenheim, dort hätte ich es mir vielleicht noch vorstellen können“, sagt Bühler und zeigt auf einen nahen Berg. Ettenheim liegt fünf Kilometer dahinter.

Montag Spiel, Dienstag Training, Donnerstag Training, Samstag Spiel – Spieler und Trainer sehen sich in dieser Woche öfter als ihre Familien. Arbeitsstunden zählen die Coaches nicht, Philipp Hensle weiß aber: „Woanders würden wir deutlich mehr verdienen.“ Warum also das alles? „Weil es Spaß macht“,

sagt Bühler so rasant wie trocken. „Es ist schön, zu sehen, wenn sich junge Spieler entwickeln.“

Während die Sonne langsam untergeht und den Himmel rot färbt, steht Bühler immer noch in Spielkleidung auf der Terrasse des Sportheims, Hensle bereits geduscht neben ihm. Beide wirken entspannt, das Feiern überlassen sie – noch – den Jüngeren im Team. Ganz im Sinne von Vater Arnold Hensle, der sagt: „Es geht nur, wenn sich alle zurücknehmen und gleichzeitig einbringen wollen.“ Und so bringen sich die Trainer auch langsam ins Feiern ein. „Jetzt erst einmal Grundlagen schaffen“, sagt Bühler, in der Hand einen Teller mit einem halben Hähnchen.

Drei Stunden ist es her, das Spiel zwischen den Heckenländern und den Wäldern. Fast 1000 Menschen sind noch da, im Trikot, mit einem Freiamter Schal oder einer Mütze der SG No-Wa. Nordweil und Wagenstadt, Freiamt und Ottoschwanden: Auf dem Feld waren sie noch Rivalen, jetzt bringt der Fußball mehr als nur zwei Dörfer zusammen.

Und morgen? Landärzte werden dringend gesucht. Für manche ist es eine Berufung.

►► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/Dorfistleben-drin**

Fußball in Südbaden

Fast ganzjährig wird auf den Sportplätzen in Südbaden gekickt. Bis zu 2000 Spiele finden an einem Wochenende in der Fußballsaison statt, sagt Johannes Restle. Er ist Geschäftsführer des Südbadischen Fußballverbands (SBFV), der die Region von Rastatt bis zum Bodensee verantwortet. Knapp 290.000 Mitglieder hat der SBFV, das ist mehr als jeder zehnte Bewohner dieser Region. Den Fußballerinnen und Fußballern stehen über 1300 Sportplätze zur Verfügung. Zum SBFV gehören 699 Vereine, die etwa 4.700 Mannschaften stellen. Die höchste Spielklasse ist die Verbandsliga, die niedrigste die Kreisliga C. Während der Fußballbetrieb im ländlichen Raum vor allem durch den Verband organisiert wird, gibt es in Freiburg auch alternative Möglichkeiten wie die Bunte Liga und die Uniliga. Dort sind gemischte Mannschaften erlaubt, also geschlechterübergreifend. Gerade im Fußball der Frauen gibt es immer weniger Mannschaften. Spielgemeinschaften mehrerer Vereine sollen helfen – in allen Altersklassen. **fis**



Immer im Dienst

BZ-SERIE: Christoph Dreher ist Landarzt der Gemeinde Berghaupten im Ortsnaubkreis. Der Beruf ist für viele junge Ärzte unattraktiv. Aber obwohl sich Privates und Berufliches oft schlecht trennen lassen, hat Dreher hier seine Berufung gefunden.

■ Von Carolin Johannsen

Hellblaues Hemd, Jeans, grüne Trekking-schuhe, hellbrauner Kurzhaarschnitt und ein Lächeln auf den Lippen – Christoph Dreher ist Landarzt und gehört damit zu einer aussterbenden Spezies.

Der 46-Jährige läuft mit seiner schwarzen Arzttasche in der Hand auf seine Praxis zu. Die Glocken des Berghauptener Kirchturms läuten, ein paar Sonnenstrahlen brechen durch die Wolkendecke. Es ist ein Montagnachmittag in der 2550 Einwohner zählenden Gemeinde westlich von Gengenbach.

Die Hausarztpraxis Dr. Christoph Dreher liegt zwischen Sparkasse und Blumenladen, mit Blick auf die Kirche und nur ein paar Fußminuten vom Rathaus entfernt. Der Neubau mit den bodentiefen Glasfenstern und der schneeweißen Fassade, in dem sich die Praxis befindet, ist einer der zentralen Orte im Dorf. „Wer in Berghaupten krank ist, kommt zuerst zu mir“, sagt Dreher.

Ärzte wie Christoph Dreher sind selten geworden. Junge Ärztinnen und Ärzte entscheiden sich immer seltener dafür, auf dem Land zu praktizieren. Einige Gründe dafür: Mit einer eigenen Praxis geht viel Bürokratie einher und als Allgemeinmediziner verdient man im Vergleich zu anderen Fachärzten weniger. Zahlen des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg zeigen, dass die Anzahl an Allgemeinmedizinern stetig sinkt. Insbesondere im hausärztlichen Sektor gibt es einen Ärztemangel, die berufstätigen Ärzte werden immer älter und gehen in Ruhestand.

Nachwuchs bleibt aus. Kamen im Jahr 2000 auf einen Arzt noch 1690 Einwohner, waren es im Jahr 2021 schon 2331 Einwohner. Für junge Ärzte sei das Dorf als Arbeitsplatz oft nicht attraktiv, heißt es von der Kassenärztlichen Vereinigung Baden-Württemberg (KVBW). Ein möglicher Grund sei, dass Medizinstudierende im Studium außer in einem kurzen Praktikum nur wenig Kontakt zum Hausarztberuf hätten. Zwar gibt es seit 2021 die sogenannte Landarztquote, durch die angehende Medizinstudierende leichter einen Studienplatz bekommen, wenn sie sich verpflichten, Landärzte zu werden. Doch mehr Ärzte wird es dadurch erst in einigen Jahren geben.

Christoph Dreher sitzt in seinem Behandlungszimmer. Die Sonne scheint durchs Fenster. Die Blätter eines Ficus benjamina werfen kleine Schatten auf den Holzboden. Dreher wartet auf seine nächste Patientin.

In Berghaupten ist er durch Zufall gelandet. Ursprünglich kommt er von der schwäbischen Alb, aus einem kleinen Dorf bei Tuttlingen. Dass er Arzt werden will, war Dreher schon früh klar. „Mein Vorbild ist der Hausarzt, den ich in meiner Jugend hatte“, erzählt er und lächelt bei der Erinnerung. Nach dem Medizinstudium verbrachte Dreher einige Jahre in unterschiedlichen Kliniken. Er merkte, dass dort nicht das richtige Arbeitsumfeld für ihn war: Zu unpersönlich, zu distanziert, zu wenig Interaktion. „Ich wollte draußen arbeiten mit Leuten und Abwechslung haben“, sagt Dreher. „Das kriege ich hier als Hausarzt voll ab.“ Sechzehn Jahre ist er nun schon der Landarzt in Berghaupten.

Ein paar Monate habe es gedauert, bis er als Arzt in die Dorfgemeinschaft aufgenommen wurde. „Die Leute haben irgendwann gemerkt, dass es passt“, vermutet Dreher. Er verlässt kurz den Raum, seine nächste Patientin setzt sich schon auf die Liege. „Er ist ein richtiger Landarzt“, bestätigt die Frau mittleren Alters, Kurzhaarschnitt, orangenes T-Shirt, die zur Kontrolle da ist. Als ihre Oma gestorben ist, sei Christoph Dreher bei der Familie zuhause vorbeigekommen, habe gemeinsam mit ihnen am Küchentisch gegessen und mit ihnen gesprochen. Ganz persönlich und nahbar. „Er weiß, wo was los ist und wie es den Leuten geht – das ist halt Dorf“, sagt die Patientin und lächelt.

Dreher kommt wieder ins Zimmer, setzt sich neben die Frau, testet ihre Reflexe an Armen und Beinen, stellt ein paar Fragen. „Fachärzte sehen immer dieselben Krankheiten“, sagt Dreher danach. „Als Allgemeinmediziner sehe ich immer dieselben Patienten.“ Dreher's Praxis ist unter der Woche täglich geöffnet, die meisten seiner Patienten kennt er schon lange.

Ein Problem dabei: Die Grenze zwischen Beruf und Privatleben verschwimmt auf dem Dorf schneller als in der Stadt. Das bekommt auch Christoph Dreher zu spüren. Gemeinsam mit seiner Frau, ebenfalls Medizinerin, und seinen drei Kindern lebt er im Nachbarort Gengenbach. „Ich dachte, das reicht an Distanz“, sagt er. Doch dem sei leider nicht so. Wenn Patienten ihn im Alltag sehen, ist er immer noch der Doktor. Er hat schon einen Patienten mit einer Schleimbeutelentzündung im Baumarkt behandelt und einen anderen in der Supermarkt beraten. Ein paarmal haben Patienten sogar bei ihm zuhause geklingelt. Wenn er in den Urlaub fährt, lässt er sein Handy daheim – nur so kann Dreher wirklich abschalten. Seine Vertretung übernehmen dann Kollegen aus dem benachbarten Gengenbach.

Wenn er nicht gerade in seiner Praxis Sprechstunde hat, macht Christoph Dreher wie an diesem Nachmittag Hausbesuche. Er zieht seine neongelbe Fahrradjacke über und düst mit seinem Lasten-E-Bike umher. Er besucht Patienten, die es nicht mehr in seine Praxis schaffen. Oft leben diese in Pflegeheimen in Gengenbach.

Sein E-Bike parkt Dreher dort vor dem Wohn- und Pflegeheim Haus Bethanien. Kaum schließt sich die Eingangstür hinter ihm, wird er schon freundlich begrüßt. „Hallo, Herr Doktor“, ruft ein älterer Mann und winkt von einem der Tische im Eingangsbereich herüber. Dreher geht zu ihm hin, grüßt, fragt nach dem Wohlbefinden und der Medikation des Patienten.

Drei weitere Patienten besucht er an diesem Montagnachmittag noch. Meist reicht ein kurzes Gespräch, die Hand auf die Schulter zu legen, ein paar Minuten zuzuhören. Nicht nur im Pflegeheim, auch in der Praxis gehören für Christoph Dreher Gespräche über das Privatleben seiner Patienten zur Behandlung dazu. Seine Aufgaben als Landarzt überschneiden sich zuweilen mit denen eines Pfarrers.

In Berghaupten ist Dreher der einzige Arzt. „Manchmal fühle ich mich alleine mit der Verantwortung“, gibt er zu. Ohne direkte Kollegen muss er Entscheidungen meist selbstständig treffen. Einmal im Quartal trifft er sich immerhin mit Hausärzten aus der Region zu einem Qualitätszirkel. Dort reden sie über den Alltag in ihren Hausarztpraxen, über Behandlungsprobleme, über Verwaltungsarbeiten. „Es tut gut, mit anderen zu sprechen, die die gleichen Probleme haben“, sagt Dreher. Er empfindet es als herausfordernd, selbständiger Hausarzt zu sein, die viele Verwaltungsarbeit sei für ihn die größte Belastung. Trotzdem könne er sich keinen anderen Beruf vorstellen, sagt er.

Dreher tritt aus der Tür des Pflegeheims und packt seine Arzttasche zurück ins Lastenrad. Sein Blick schweift über das vordere Kinzigtal. Eine Regenfront ist gerade durchgezogen und die Sonne blüht wieder zwischen den Wolken hervor. Dreher zieht den Reißverschluss seiner Regenjacke bis zum Kinn hoch und rückt seinen Fahrradhelm gerade. „Landarzt sein bedeutet auch immer: Reinhüpfen ins Abenteuere“, sagt er. Dann stößt er sich ab, sein Rad beschleunigt und der Landarzt rollt hinab ins Tal. Zurück in seine Praxis. Zurück ins Dorf.

Und morgen? Ein Laden als Herz des Dorfs: ein Besuch in Britzingen.

►► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/Dorfistlebendrin**

Landarztquote

In Baden-Württemberg sind 37 Prozent aller Hausärzte über 60 Jahre alt. Insbesondere auf dem Land sorgt das für Probleme. Um dem Landarztmangel entgegenzuwirken, hat das Land Baden-Württemberg im Jahr 2021 die sogenannte „Landarztquote“ eingeführt. Nach dieser Quote werden jährlich insgesamt 75 Studienplätze der Humanmedizin an Bewerberinnen und Bewerber vergeben, die sich im Gegenzug durch einen Vertrag verpflichten, nach Studium und Facharzt Ausbildung in einem unterversorgten oder von Unterversorgung bedrohten Gebiet Hausarzt oder Hausärztin zu werden. Diese Verpflichtung gilt für zehn Jahre. Die Landarztquote beruht auf einem Gesetz zur Sicherstellung der hausärztlichen Versorgung in Baden-Württemberg. Sie ist allerdings teilweise umstritten: Kritiker argumentieren, dass durch die Quote eine Ungerechtigkeit bei der Studienplatzvergabe geschaffen werde. Auch sei möglich, dass junge Ärzte nur aus Verpflichtung Landärzte werden, ohne langfristig in den ländlichen Regionen zu bleiben. **ej**

Christoph Dreher ist Landarzt in der Gemeinde Berghaupten. FOTO: CAROLIN JOHANNSEN



Das Herz des Dorfs

Äpfel, Nudeln, Rotkraut – im Dorfladen gibt's das Nötige, sagt Chefin Petra Hofmann-Ganter.

FOTO: CHRISTOPH GIESE

BZ-SERIE: In Britzingen gibt es seit fast acht Jahren einen genossenschaftlich getragenen Dorfladen. Doch er ist mehr als nur eine Einkaufsmöglichkeit: Er ist wegen seines Cafés auch ein Treffpunkt. Britzinger, Radfahrer, Pilates-Gruppen – alle kommen dort zusammen.

■ Von Christoph Giese

Der Weg führt durch einen Torbogen in den alten Hof, über Kopfsteinpflaster, eine Handvoll Stufen hinauf ins ehemalige Bauernhaus. Drinnen im Dorfladen duftet es nach frisch gebackenem Tortenboden. Knarrende Holzdielen, niedrige Decken, links drei Tische mit unterschiedlichen Stühlen. An den Wänden alte Werbebelege: Leibniz-Cakes, Coca-Cola, Knorr-Hafermehl. Hinter der Theke steht Petra Hofmann-Ganter und lächelt. Sie sieht gleich, wenn jemand zum ersten Mal im Laden steht. Denn die meisten Kunden kennt sie. „Bei vielen weiß ich schon, was ich einpacken muss“, sagt die Chefin des Britzinger Dorfladens.

Das Dorf Britzingen ist ein Ortsteil vom fünf Kilometer entfernten Mühlheim und hat etwas mehr als 1000 Einwohner. Ein Weindorf mitten im Markgräflerland, umgeben von Rebent. Ein gutes Dutzend Familien lebt hier vom Weinbau. Turnverein, Musikverein, Feuerwehr, zwei Gasthäuser – und seit September 2015 gibt es auch den Dorfladen. Er ist ein besonderes Geschäft, denn er gehört den Bürgern. 450 Menschen sind Teil der Genossenschaft, die den Laden trägt. Der Vorteil: Er muss keinen Gewinn erwirtschaften, keine Familie versorgen, nur die Kosten decken.

In vielen Dörfern wie in Britzingen gibt es kaum mehr ein Geschäft, weil sich die kleinen Läden meist nicht lohnen. Damit sich die Menschen trotzdem im Ort mit Produkten des täglichen Bedarfs eindecken können, entstehen immer häufiger bürgerschaftlich getragene Läden. 2010 waren zwölf Dorfläden als Genossenschaften Mitglied im Baden-Württembergischen Genossenschaftsverband. Heute sind es 36.

Petra Hofmann-Ganter steht an der Theke und trennt die neu ausgedruckten Preisschilder an den Sollbruchstellen. Die frisch gelieferte Ware muss verpackt, Preise müssen angepasst werden. Sie seufzt.

Wieder sind ein paar Artikel teurer geworden. Rotkraut im Glas von 1,49 auf 1,99 Euro. Kekse von 2,29 auf 2,79 Euro. Butter von 3,29 runter auf 3,19 Euro – immerhin. Sie hält sich an die Preisempfehlung des Lieferanten. „Im Moment bin ich froh über alles, was kommt“, sagt Hofmann-Ganter, während sie Milch, Nudeln und Mehl in die Regale räumt. Seit ein paar Monaten gibt es immer mal Liefer Schwierigkeiten: „Es gibt Wochen, da kriegen wir keine Sahne.“

Hofmann-Ganter, 54, kurze dunkle Haare, trägt eine Brille mit geschwungenem, schwarzem Rand. Sie ist seit 2019 Geschäftsführerin des Dorfladens. Der Laden, das sind zwei kleine Räume mit Regalen an den Wänden, direkt hinter dem Café-Bereich am Eingang. In der Mitte des ersten Raums das Obst- und Gemüseregal, im zweiten ums Eck Kühlschränke und eine Tiefkühltruhe. Einen Mini-Vollsortimenter nennt sie das Geschäft. Die meiste Ware ist von Edeka. Was regional und saisonal zu haben ist, kommt aus der Region: Obst aus Britzingen, Mehl aus Sulzburg, Wurst aus dem Münstertal. „Man bekommt hier alles, was man braucht“, sagt Hofmann-Ganter. Von Toilettenpapier über Hafermilch bis Popcorn.

Eine der treibenden Kräfte hinter dem Aufbau des Dorfladens war Armin Imgraben, der ehemalige Ortsvorsteher von Britzingen. Imgraben, 55, Winzer, sanftes Lächeln, alemannischer Dialekt, sitzt im Café-Bereich. Er ist Sprecher des Aufsichtsrats der Genossenschaft. „Mittlerweile ist der Laden fast ein Selbstläufer“, sagt er und nimmt einen Schluck aus seiner Kaffeetasse. Das sei aber nicht immer so gewesen.

Denn erstmal musste sich alles einspielen. „Am Anfang hatten wir viel zu viel Personal“, erzählt Imgraben. Die Öffnungszeiten waren großzügig, damit keiner sagen konnte: Wenn ich kommen will, hab ich zu. Das wurde so teuer, dass es nicht tragbar war. Der Laden war anfangs auch sonntags von morgens bis abends geöffnet. Jetzt ist das Café sonntags nur noch von 13 bis 17 Uhr und der Laden unter der Woche von 7.30 Uhr bis 17 Uhr geöffnet, freitags bis 22 Uhr. Dass er gleichzeitig Café ist, sei zentral für den Laden, sagt Imgraben: „Das hält das ganze Projekt finanziell am Leben.“ Zwar würden manche Britzinger hier ihren Wocheneinkauf machen, die meisten kaufen aber Kleinigkeiten ein. Die Kombination aus Laden und Café mache den Dorfladen zum Treffpunkt für die Britzinger, sagt Imgraben: „Er ist schon das Herz des Dorfs geworden.“ So sieht es auch Chefin Petra Hofmann-Ganter. „Der Laden ist ein Treffpunkt zum Tratschen. Da sieht man sich mal, da kann

man sich unterhalten.“ Sowohl die Kunden untereinander als auch mit den Mitarbeitern. Nach einer Weile öffnet sich die Tür. Ein älterer Mann tritt mit schweren Schritten herein und grüßt: „Morgen.“ „Morgen, Bernd“, grüßt Imgraben vom Caféisch zurück. Der Mann geht am Tisch vorbei in den Ladenbereich und kommt mit einem Päckchen Wurst zurück. Mitarbeiterin Sandra Schümann packt ihm ein Dreikornbrot ein, dazu eine Zeitung. Beim Bezahlen wechseln sie in paar Worte. Dann begleitet sie den Mann bis zur Tür und öffnet sie für ihn. „Die Atmosphäre ist hier anders als in einem Supermarkt“, sagt Hofmann-Ganter.

Sie und Sandra Schümann sind die beiden Festangestellten, daneben arbeiten rund zehn Minijobber und ein Dutzend Ehrenamtliche im Laden mit. Zu denen gehört auch Ex-Ortsvorsteher Imgraben. Er ist Teil der Gruppe, die die Lebensmittellieferung ablädt und einräumt. Vor allem im Früh- und Spätsommer sei zusätzlich Hilfe im Cafébetrieb nötig, sagt Imgraben: „Am Wochenende muss man manchmal zu dritt oder viert sein.“ Denn dann sei der Innenhof mit rund 60 Plätzen voll besetzt. Britzinger, Wanderer, Radfahrer. Sie alle kommen, um einen Kaffee zu trinken und ein Stück Kuchen zu essen. Die Torten backt eine Konditorin jede Woche in der Küche des Ladens. Bis zu zwölf Stück.

Auch Herbert Hebek steht regelmäßig in der Küche. Der 67-jährige Pensionär mit der weinroten Schürze um die Hüfte gehört zum Team Suppen. „Das ist ein wenig mein Hobby geworden“, sagt er. Im Dorfladen gibt es einen Mittagstisch. Flammkuchen, Wurstsalat und Suppe. Heute stehen Gulasch- und Karotten-Tomaten-Suppe auf der Karte. Hebek öffnet die Schublade unterhalb des Herds, nimmt Pürierstab und Aufsatz heraus, schraubt beides zusammen, steckt den Stecker ein und macht aus den Karotten und Tomaten eine cremige Masse. Hebek sagt, er habe das Ladensterben im Dorf miterlebt: erst der Sparmarkt, dann Metzger und Bäcker. „Deswegen ist es meine Motivation, hier einfach mitzuhelfen.“ Das habe er sich für seinen Ruhestand vorgenommen und es mache ihm großen Spaß.

Ehrenamtliche wie Hebek, Imgraben und die anderen seien unabdingbar für einen Dorfladen, sagt Ulrich Harteisen. Der Göttinger Geograf forscht zur Entwicklung von Dörfern und ländlichen Räumen und ist selbst Mitglied in einem Dorfladen-Verein. „Ein Dorfladen lebt vom Engagement der Menschen vor Ort“, sagt er. Viel wichtiger noch als das Einkommen sei das Zusammentreffen von Menschen. Der Dorfladen als Anlaufpunkt. „Traditionelle Treffpunkte in Dörfern werden weniger, wenn zum Beispiel die Kneipe schließt oder der Gottesdienst nicht mehr so oft stattfindet“, erklärt Harteisen. Der Laden fülle diese Lücke – vor allem, wenn er mit einem Café die

Möglichkeit zum Verweilen biete. „Das macht ihn zu einem wichtigen sozialen Ort.“

Auch für eine Gruppe von Frauen ist der Laden ein regelmäßiger Treffpunkt, einmal die Woche nach dem Pilates. Während Hofmann-Ganter sich um die Preisschilder kümmert, sitzen die acht Frauen um den runden Tisch neben dem Eingang. Sie haben Trainingskleidung an und Sporttaschen dabei, die Kaffeetassen sind fast leer. Eine von ihnen ist Sigrun Moser. Ein- bis zweimal die Woche komme sie in den Dorfladen. Sehr gerne auch freitagabends. Eine Läufergruppe des TV Britzingen bewirte dann – ehrenamtlich natürlich. „Das hat hier einen anderen Charakter, den man nicht hat, wenn man sich verabredet“, sagt Moser. Hier könne man einfach hinkommen, denn man wisse, hier treffe man andere aus dem Dorf. Man könne sich einfach dazusetzen. Hier kommt Britzingen zusammen.

Und am Montag? Warum und wofür sich Landfrauen engagieren.

► ► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: [mehr.bz/Dorfladendrin](https://www.bz.de/Dorfladendrin)**

Dorfläden

Konventionelle, kleine Dorfläden gibt es immer weniger, da sie häufig nicht mehr wirtschaftlich betrieben werden können. Der Großeinkauf im nächsten Supermarkt ist oft günstiger. Eine Alternative sind genossenschaftlich getragene Läden. Bürger nehmen die Nahversorgung selbst in die Hand und gründen eine Genossenschaft, die den Laden trägt. Sie beteiligen sich durch ihre Anteile finanziell am Aufbau des Ladens und durch ehrenamtliches Engagement am Erhalt. Da der Laden für die Bürger zu „ihrem“ Laden wird, erhöhen sich die Identifikation und die Bereitschaft, auch dort einzukaufen. Dorfladenprojekte werden vom Land Baden-Württemberg gefördert – mit bis zu 250.000 Euro. Grundversorgung ist einer der Förderschwerpunkte des Entwicklungsprogramms Ländlicher Raum (ELR). Auch Vereine können Träger eines Dorfladens sein. Genossenschaftliche Projekte wie in Britzingen gibt es beispielsweise auch im Kleinen Wiesental, in Schweighausen und Buchenbach.

chgi



Eine Landfrau mit Visionen: Monika Studinger
FOTO: ANNIKA VOGELBACHER

Mehr als Backen

BZ-SERIE: Kuchenverkauf und Konservatismus – dieses Bild haben viele von den Landfrauen. Wie ist es wirklich? Ein Besuch in zwei Dörfern.

■ Von Annika Vogelbacher

Annemarie Schmidt (76) steht in einer tannengrünen Kochschürze mit weißen Blümchen neben dem Herd einer großen Kücheninsel in einem Bahlinger Küchenstudio. Sie schaut der Köchin zu, die mit schnellen, geübten Bewegungen das Fett von einem rosafarbenen Stück Rinderrücken schneidet. Dann fasst die Köchin beherzt in eine Schüssel mit Salz und lässt es über das Stück Fleisch rieseln. „So viel Salz“, ruft Schmidt und lacht. „Es ist ja auch ein großer Rücken“, bemerkt eine Frau in rotem Schurz neben ihr. „Da geht ja auch wieder viel runter“, sagt eine andere. Alle drei nicken. Die drei und fünfzehn weitere Frauen sind zu einer gemeinsamen Kochveranstaltung der Bahlinger Landfrauen gekommen.

Vor dem Küchen-Ausstellungshaus im Gewerbegebiet dämmert es, Grillen zirpen. In den umliegenden Gebäuden ist es ruhig und dunkel. Nur aus dem Küchenstudio dringt noch Licht. Drinnen riecht es nach gebratenem Fleisch, Fisch und karamellisierten Walnüssen. Auf der Speisekarte steht ein Vier-Gänge-Menü: Doradenfilet auf Rote Beete Carpaccio, Maultaschen mit Pilzen und grünem Salat, Rinderrücken auf Spinat und Süßkartoffelstampf. Zum Dessert gibt es Crème brûlée mit Kirschchen, als Getränk Wein vom Winzerhof einer der Landfrauen.

Rosemarie Würstlin (62), Sprecherin der Landfrauengruppe, braune Kurzhaarfrisur, schwarz umrandete Brille, verbindliches Lächeln trinkt einen Schluck Sekt als Aperitif. „Kochen und Backen, das kommt bei Frauen an“, sagt sie. Essen und Ernährung sind ein wichtiger Bestandteil des Programms der Bahlinger Landfrauen. „Viele Krankheiten kommen von einer falschen Ernährung“, sagt Würstlin.

Auf dem Programm der Gruppe steht aber nicht nur Kochen und Backen. Das ist Lena Breisacher (30) wichtig. Sie ist die zweitjüngste Landfrau Bahlingens und seit etwa einem Jahr mit dabei. „Meine Schwestern haben mich ausgelacht, als ich bei den Landfrauen angefangen habe“, erzählt sie, während die anderen Frauen Teig ausrollen, Zwiebeln schnippeln und Nüsse karamellisieren. „Die kochen und backen doch nur“, sagen sie immer. Aber das stimmt nicht“,

bekräftigt sie. Dieses Jahr finden auch Veranstaltungen zu Naturmedizin, Homöopathie, eine Traktorfahrt mit Weinprobe und eine Pflanzenbörse in Bahlingen statt.

Breisacher kommt ursprünglich aus dem 15 Kilometer entfernten Merdingen. Dort war sie bei der Landjugend aktiv. „Als ich zu meinem Freund nach Bahlingen gezogen bin, war ich zu alt für die Landjugend“, erzählt sie. Sie habe weiter in einem Verein Mitglied sein wollen, auch um Anschluss zu finden. Bereut hat sie ihre Entscheidung, zu den Landfrauen zu gehen, nicht. Sie ist gerne Teil der Gruppe. „Ich finde es wichtig, dass Vereine nicht aussterben“, sagt sie. Anschluss und Gemeinschaft schätzt auch Annemarie Schmidt an den Landfrauen, bei denen sie schon seit mehr als 55 Jahren Mitglied ist. Zweimal die Woche trifft sich die Gruppe, einmal im Jahr gibt es einen Ausflug, bis zu diesem Jahr gab es eine Gymnastikgruppe. „Die Männer sterben im Schnitt früher als die Frauen“, sagt Schmidt. „Dann ist es wichtig, dass die Frauen ihren Wurstsalat nicht alleine zuhause essen, sondern in Gesellschaft.“

Mit 21 Jahren trat Schmidt den Landfrauen bei. „Damals sind die fortschrittlichen, aufgeschlossenen Frauen bei den Landfrauen gewesen“, sagt sie. Dass Männer und Kinder nicht dabei sein durften, war ungewöhnlich. „Es gab Vorträge von Lehrerinnen auf der Hochburg, dem landwirtschaftlichen Bildungszentrum. Dort ist man mit anderen Bäuerinnen zusammengekommen und konnte sich austauschen“, erzählt sie. In Folge dieser Vorträge seien oft sanitäre Anlagen, Elektroherde und Gemeinschaftsgefriertruhen in den Dörfern angeschafft worden, gegen die sich viele erst gewehrt hätten.

„Den Landfrauen geht es darum, dass man was macht und dass man es gut macht.“

Heiner Schanz

Heute werden die Landfrauen oft mit Kuchenverkäufen und Konservatismus in Verbindung gebracht. Heiner Schanz, Professor für Environmental Governance an der Universität in Freiburg, forscht gemeinsam mit den Landfrauen zur Situation der Frauen auf dem Land und ist anderer Meinung: „Die Landfrauen sind alles andere als rückständig“, sagt er. „Wäre ich Politiker, würde ich als Allererstes immer die Landfrauen besuchen.“ Sie seien sehr gut vernetzt und gebildet. „Viele denken, dass die nur backen, das hat mit der Realität aber wenig zu tun“, sagt er. „Im Gegenteil: Da wird sich nicht in den Verästelungen

der Irrelevanz verloren. Den Landfrauen geht es darum, dass man was macht und dass man es gut macht.“

Der Verband der Landfrauen setzt sich für Chancengleichheit ein, unter anderem mit dem Programm „Frauen in die Politik“. Das hat zum Ziel, den Frauenanteil in der ländlichen Kommunalpolitik, in der besonders wenig Frauen Mandate haben, zu erhöhen. Mentorinnen und Mentoren sollen Frauen dabei unterstützen, in die Politik zu gehen.

Eine dieser Mentorinnen ist die Landfrau Monika Studinger (59). Das große Haus, das Studinger mit ihrem Mann bewohnt, liegt am Ende eines kleinen Weges in Unteralpfen im Landkreis Waldshut. Hier herrscht eine ruhige Idylle. Das Dorf hat etwa 760 Einwohner, ein Wirtshaus, eine Kirche, eine Schnapsbrennerei – und sonst nicht viel. Der Weg zu Studingers Haus führt an ordentlich bepflanzten Blumenbeeten vorbei, darin Engelstatuen und Lampen. Monika Studinger öffnet die Haustüre: blondierte Haare, himmelblauer Pullover und starker Händedruck. Auf einem großen Holztisch in der Stube hat Studinger Orangensaft, Tee, Laugenstangen und Zwetschgenwähe bereitgestellt. Sie setzt sich, trinkt einen Schluck Tee und sagt: „Als die Landfrauen vor 16 Jahren an meiner Türe klingelten und mich fragten, ob ich eintreten will, dachte ich erst: Jetzt bin ich alt.“ Eigentlich hat sich Studinger nie als Landfrau gesehen, wie sie erzählt. Als Kind habe sie immer in die Stadt ziehen wollen. Bis sie mit 19 schwanger wurde und doch auf dem Dorf wohnen blieb. Heute ist sie froh, auf dem Land zu leben. „Hier ist es wunderschön“, sagt sie. „Und wenn ich in die Stadt will, fahre ich nicht einmal eine Stunde lang nach Basel, Zürich oder Freiburg.“

Studinger ist eine Frau, die anpackt und die sich ihr Dorf so macht, wie es ihr gefällt. Vor drei Jahren gründete sie mit einem Freiburger Berater die Agentur „New Work uffm Land“, mit der sie den ländlichen Raum voranbringen will. Sie ist stellvertretende Bezirksvorsitzende der Landfrauen und selbständige Beraterin. Von 2009 bis 2014 war sie Gemeinderätin. Heute unterstützt sie als Mentorin zwei Frauen dabei, selbst politisch aktiv zu werden.

„Dass in kleinen Kommunen so wenig Frauen in der Politik sind, wundert mich“, sagt Studinger. Auch während ihrer Amtszeit waren nur drei der 25 Gemeinderatsmitglieder Frauen. „Wir brauchen eine wirkliche Gleichberechtigung und Ausgewogenheit auch in der Politik“, sagt sie. „Es geht doch nicht, dass Frauen immer noch schlechter bezahlt werden als Männer oder mir Unternehmer sagen, dass sie sich dreimal überlegen, ob sie eine Frau Ende 20 wirklich einstellen.“

Dass es politische Programme bei den Landfrauen gibt, hält Monika Studinger für wichtig. „Die Frauen haben etwas zu sagen. Und nur wenn sie ihre Stim-

me erheben, ändert sich etwas“, sagt sie. Aber nur Politik bei den Landfrauen, das wäre nicht gut, sagt Studinger. „Ich habe gemerkt, dass auch die jungen Landfrauen das Traditionelle wie das Backen und das Mützenshäkeln wollen“, sagt sie. „In der heutigen schnelllebigen Zeit ist es schön, wenn es noch etwas Beständiges und Traditionelles gibt.“ Gleichzeitig wollen die Landfrauen aber auch Veränderung und Beteiligung. „Wir haben zum Beispiel mal eine Fahrt mit der Bundestagsabgeordneten nach Berlin und in den Landtag organisiert“, erzählt Studinger. „Im Landtag hat sich eine Bäuerin dann gemeldet und mal richtig ihre Meinung gesagt.“

Vieles hat sich verändert. „Früher waren die Landfrauen die einzige Chance für Frauen, von zuhause rauszukommen“, sagt Studinger. Das ist heute nicht mehr so. Aber die Landfrauen sind zu einer Institution geworden. „Und ein Dorf ohne Landfrauen“, sagt sie, „das wäre doch wie ein Dorf ohne Seele.“

Und morgen? Queer sein und auf dem Land leben – ein Jugendlicher erzählt.

► ► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier mehr.bz/Dorfistlebendrin**

Der Landfrauenverband

Der Deutsche Landfrauenverband (dlv) vertritt die Interessen von Frauen und ihren Familien im ländlichen Raum. Mit Hilfe des Verbands soll die soziale, wirtschaftliche und rechtliche Situation von Frauen auf dem Land verbessert werden. Etwa 450.000 Frauen sind in mehr als 12.000 Ortsvereinen Mitglied. Damit ist der Landfrauenverband der größte überregionale Zusammenschluss von Frauen auf dem Land in Deutschland. 1948 wurde der dlv gegründet. Seine historischen Wurzeln reichen in die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine zurück, die im 19. Jahrhundert aufkamen und erstmals die Interessen der Landbewohnerinnen vertraten. Das Ziel der Hausfrauenvereine war es, Frauen zum Zweck der ländlich-hauswirtschaftlichen und kulturellen Weiterbildungen in Vereinen zu organisieren. Das heutige Ziel des Deutschen Landfrauenverbandes ist es, mehr Gerechtigkeit und Chancengleichheit für Landwirtinnen und Frauen zu schaffen, die im ländlichen Raum zuhause sind.

anv



BZ-SERIE: Wer in einem Dorf wohnt und vermeintlich anders ist, rückt schnell unfreiwillig in den Mittelpunkt. Diese Erfahrung hat ein 16-Jähriger aus dem Landkreis Emmendingen gemacht. Der Grund: seine sexuelle Orientierung.

■ Von Savanna Cosma

Das ist die Geschichte von David May. Doch bevor diese erzählt werden kann, müssen ein paar Dinge geklärt werden. Der 16-Jährige heißt eigentlich anders. Mit seinem richtigen Namen möchte er nicht in der Zeitung stehen. Er befürchtet, im Dorf könnte das Gerede wieder losgehen. Auch von welchem Dorf die Rede ist, soll nicht bekannt werden. Es liegt im Kreis Emmendingen und zählt um die 2000 Einwohner.

Warum das alles? David May ist schwul. Als sich das vor etwa zwei Jahren in seinem Heimatort und der Schule, die er zu diesem Zeitpunkt besuchte, herumsprach, wurde schnell deutlich: Für viele ist das noch immer keine Selbstverständlichkeit. Die Anonymität ist der Preis für seine Offenheit. Damit kann die Geschichte von David May beginnen.

Es tröpfelt. Der geplante Spaziergang fällt buchstäblich ins Wasser. Ein Dach wäre nicht schlecht. Doch May

„Erst wenn man nicht darüber redet, ist es normal.“

David May

Das Büro des Vereins liegt mitten in der Freiburger Innenstadt. Wer zum ersten Mal zu Besuch kommt, könnte glatt daran vorbeilaufen, die Eingangstüre liegt versteckt am Ende eines Ganges. Dahinter wartet Carina Utz, lange dunkelbraune Haare, Brille. Die 37-jährige Erziehungswissenschaftlerin und systemische Beraterin arbeitet schon seit 16 Jahren für Fluss und hat inzwischen die Leitung übernommen. Sie sagt: „In den seltensten Fällen sind es die Eltern, die sich an uns wenden.“ Doch wenn, sei die Intention in erster Linie: „Wir wollen, dass es unserem Kind besser geht.“ Auch David May sei in einer depressiven Phase gewesen, als er mit seinen Eltern zum ersten Beratungsgespräch kam, erinnert sich Utz. Sie habe ihn aber auch als taffe und starke Persönlichkeit wahrgenommen.

Nach den ersten Gesprächen mit Carina Utz, so erzählt es May, habe er zum ersten Mal das Gefühl gehabt: „Ich bin okay, so wie ich bin. Das Problem sind die anderen.“ Und das, obwohl seine Homosexualität für seine Familie nie ein Problem gewesen sei. Lediglich seine Großmutter hätte etwas Zeit gebraucht, um das Ganze zu verstehen. Mittlerweile sei seine sexuelle Orientierung überhaupt kein Thema mehr. „Wir reden eigentlich ganz normal ...“, er bricht mitten im Wort ab, überlegt

kurz und sagt dann: „Wir reden eigentlich gar nicht darüber.“ Ein leichtes Lächeln huscht über sein Gesicht. Für ihn sei das etwas ganz Wichtiges, sagt er. „Erst wenn man nicht darüber redet, ist es normal.“

Die offene, bunte Stadt auf der einen Seite. Das verschlossene, konservative Dorf auf der anderen. Es heißt immer wieder, dass Menschen auf dem Land queeren Personen weniger tolerant gegenüberstünden als in größeren Städten. Ist da etwas dran? Carina Utz möchte das nicht generalisieren. Aber: „Im Vergleich zur Stadt sind queere Menschen im ländlichen Raum einfach weniger sichtbar.“ Eine Beobachtung, die auch May bestätigt. „Mir hätte es geholfen, ein queeres Vorbild zu haben“, sagt er. „Aber das gibt es in meinem Dorf nicht.“

Doch auf dem Land mangelt es nicht nur an Sichtbarkeit. Ein entscheidendes Problem liegt auf der strukturellen Ebene: „Gerade im ländlichen Raum gibt es weniger Beratungsstellen für queere Menschen“, sagt Utz. Das möchte der Freiburger Verein ändern. Mit dem Projekt „Queer im Landkreis“ sollen auch außerhalb der Stadt Beratungsangebote aufgebaut und vor allem langfristig finanziert werden. In Rheinfelden, Lahr und Neustadt hat das schon funktioniert – zunächst befristet, auf einzelne Tage beschränkt und finanziell vom Land gefördert. Denn aktuell fließe aus den Landkreisen kein Geld in die queere Beratungsarbeit, sagt Utz. „Auch, weil dort der Bedarf noch nicht erkannt wird.“ Der sei aber da.

Seit Ende des vergangenen Jahres geht May nicht mehr zur Schule. Er leidet an einer Depression. Das Mobbing, das Gerede, die intimen Fragen – all das hat sich auf seine Gesundheit ausgewirkt. Und dennoch ist er davon überzeugt, dass er es im Vergleich zu anderen queeren Menschen noch gut getroffen hat. „Aber so denke ich immer“, sagt er und winkt ab.

Nun möchte sich May erst einmal um seine psychische Gesundheit kümmern. Mit Hilfe von Fluss hat er einen Therapeuten gefunden. Sobald es ihm besser geht, will er unbedingt wieder am Unterricht teilnehmen. An einer anderen Schule. In der Stadt.

Und morgen? Ist die Mitfahrbank eine Alternative zum ÖPNV? Ein Selbstversuch.

►► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/DorfistlebenDrin**

Glossar

Queer ist ein Sammelbegriff für sexuelle Orientierungen, die nicht heterosexuell sind. Außerdem umfasst er Geschlechtsidentitäten, die nicht klassisch männlich oder weiblich sind. Während der Begriff früher ein Schimpfwort für Homosexuelle war, verwenden ihn queere Menschen heute als positive Selbstbezeichnung.

LGBTIAQ* ist eine englische Abkürzung und steht für lesbisch, schwul (gay), bisexuell, trans*, inter*, asexuell/aromantisch und queer. Das Sternchen dient als Platzhalter für verschiedene Endungen. Möglichst viele Menschen sollen sich dadurch mit den Begriffen identifizieren können.

Transgender sind Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht oder nur teilweise mit dem Geschlecht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde, übereinstimmt.

Cisgender sind Menschen, deren Geschlechtsidentität mit dem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

Kontakt zu Fluss per E-Mail an: mail@fluss-freiburg.de

cos

Bunt und anders?

lädt nicht zu sich nach Hause ein. Stattdessen schließt er eine schwere Tür auf. Eine Holzterasse führt hinauf in das Büro eines Vereins, dessen Mitglied er ist. Unterlagen stapeln sich auf den beiden Schreibtischen, die Regale sind voller Mappen und Ordner. Der Boden knarzt bei jedem Schritt. Er rollt einen Bürostuhl an einen großen Holztisch, der aussieht, als würden hier regelmäßig wichtige Angelegenheiten besprochen werden. Dann beginnt er zu erzählen. Nicht verbittert, vielmehr abgeklärt.

„Die vergangenen Monate waren nicht einfach“, sagt er. Wegen seiner sexuellen Orientierung sei er gemobbt worden. Mitschüler hätten ihn als „Schwuchtel“ beschimpft, seien ihm über den Schulhof gefolgt, hätten immer wieder seinen Namen gerufen. Einmal habe ihn ein Mädchen auf dem Nachhauseweg angesprochen, erinnere sich May. „Du bist doch der Schwule, oder?“, habe sie ihn gefragt. Er kannte sie nicht einmal. Als er sich mit anderen Jugendlichen aus den Nachbardörfern auf seine Konfirmation vorbereitete, sei auch an einer Schule zwei Orte weiter über ihn, „den Schwulen“, gesprochen worden. Aus seinem entfernteren Bekanntenkreis hätten ihm Leute intime Fragen gestellt, erzählt er: „Sag mal, wie funktioniert das eigentlich – also das mit dem Sex?“ ... „Das ist ja schon ein bisschen abartig.“ ... „Stehst du jetzt eigentlich auch auf dich selbst?“

Wer May heute kennenlernt, würde ihn als auffällig unauffällig beschreiben: kurze hellbraune Haare, blasse Haut, schwarze Kleidung. Es scheint, als wolle er den Menschen bewusst keine Angriffsfläche bieten. Denn immer wieder wurde May zum Gesprächsthema. Rückte unfreiwillig in den Mittelpunkt. Dabei steht er eigentlich gerne im Rampenlicht. Er möge es, mit seinen Outfits einen Wow-Effekt zu erzeugen, erzählt er. Ganz bewusst und selbstbestimmt. Auf seinem Handy zeigt er ein Bild vom Tag seiner Konfirmation. Die ganze Familie ist darauf zu sehen. „Da bin ich“, sagt er und deutet mit seinem Finger auf einen grinsenden Jungen im hellblauen Anzug. Die Haare sind hellorange gefärbt. Er sticht sofort aus der Gruppe heraus.

Kopfhörer an, Sonnenbrille auf – das sei häufig seine Art gewesen, sich vor Verletzungen zu schützen. Nicht die beste Lösung, das ist May bewusst. Doch besonders die Situation an der Schule setzte ihm zu. „Das war nicht gerade einfach“, sagt er. Seine Stimme zittert, als er darüber spricht. Er weint.

Als es ihm im vergangenen Herbst immer schlechter ging, suchten seine Eltern Hilfe – und fanden sie beim Freiburger Verein Fluss. Seit 1996 bietet dieser eine Beratung zu Geschlecht und sexueller oder romantischer Orientierung an. Konkret bedeutet das: Queere Menschen, aber auch deren Angehörige oder Personen aus ihrem Umfeld, können sich an den Verein wenden, wenn sie Unterstützung brauchen. In Workshops – hauptsächlich für Kinder und Jugendliche an Schulen, aber auch für Erwachsene – vermittelt der Verein außerdem Wissen und gibt Antworten auf Fragen wie: Was bedeuten die Buchstaben LGBTIAQ*? Wo fängt Homo- und Transfeindlichkeit an und was kann dagegen unternommen werden?

16 Jahre alt, schwul und Dorfbewohner – der Protagonist dieser Geschichte möchte lieber anonym bleiben.

FOTO: SAVANNA COSMA



Zum Mitnehmen

Da steht sie mitten im Nirgendwo: die Mitfahrbank.

FOTO: DAVID PISTER

BZ-SERIE: Ich setz' mich hin, du nimmst mich mit: Ist die Mitfahrbank das bessere Trampen? Ein Selbstversuch in der ÖPNV-Wüste des südlichen Schwarzwalds.

■ Von David Pister

Das habe ich mir anders vorgestellt. Die Mitfahrbank, auf die ich mich heute setzen will, um zu sehen, wer mich mitnimmt, ist einfach eine Bank. Ohne Schild, ohne Infotafel. Sie steht in einem offenen Vorgarten direkt an der Bergstraße in Heppenschwand, einem Ortsteil der Gemeinde Höchenschwand im Südschwarzwald nahe der Schweizer Grenze. Die rote Farbe blättert ab. Der Schriftzug „Mitfahrbank“ auf der Rückenlehne ist schwer lesbar. 250 Menschen wohnen in Heppenschwand. Grasende Schafe, Weiden und Fichtenwälder bestimmen das Ortsbild. Wenn es das Wetter erlaubt, sieht man sogar die Alpen.

Was fehlt, ist eine bessere Busanbindung in die nächstgrößeren Städte. Der Fahrplan der einzigen Haltestelle liest sich schnell: Fünfmal am Tag fährt der Bus unter der Woche in den Kernort Höchenschwand, am Samstag einmal Richtung Waldshut. Sonntags kommt überhaupt keiner.

Der pensionierte Lehrer und Heppenschwander Reinhard Dilger sagte dem öffentlichen Nahverkehr den Kampf an und stellte vor vier Jahren eine Bank aus Paletten in seinen Vorgarten. Die Idee ist simpel: Sitze ich auf der Mitfahrbank, signalisiere ich den vorbeikommenden Autofahrern, dass ich mitgenommen werden will. Bevor ich mich setze, um mein Glück zu versuchen, klinge ich bei Reinhard und Walburga Dilger. Vom Küchenfenster aus haben die Dilgers einen perfekten Blick auf die Bank, auf dem Herd köcheln Kartoffeln. „Die Mitfahrbank wird selten genutzt“, sagt Reinhard Dilger. „Einmal saß eine ältere Dame darauf. Mitgenommen wurde sie aber nicht“, ergänzt seine Frau. Das Ehepaar schmunzelt, als ich ihnen von meinem Plan erzähle.

Häufig werden Mitfahrbanke von der Gemeinde und nicht von engagierten Bürgern aufgestellt. Eine Mitfahrbank der Gemeinde Höchenschwand gibt es nicht. Die Idee, eine solche umzusetzen, besteht laut Bürgermeister Sebastian Stiegeler aber. „In den Ortsteilen, in denen der öffentliche Nahverkehr nicht weiter ausgebaut wird, kann die Mitfahrbank eine Alternative sein, um die Ortsteile besser untereinander zu vernetzen“, sagt er. Solange es noch keine Mitfahrbank der Gemeinde gibt, muss ich mit der Dilgerschen Palettenbank vorliebnehmen.

Nach meinem Plausch mit den Dilgers setze ich mich gegen elf Uhr auf die Bank und packe Brot, Käse und hartgekochte Eier aus – man weiß ja nie. Den wenigen Autofahrern, die vorbeifahren, winke ich freundlich zu. Sie winken freundlich, aber entschuldigend, zurück und lassen mich trotz meines breiten Lächelns links sitzen. Als ich fünfzehn Minuten später wieder hoffnungsvoll den Arm hebe, blicke ich in ein überraschtes Gesicht hinter einer Windschutzscheibe. Benno Herbst hält wenige Meter nach der Mitfahrbank, lässt seine Fensterscheibe herunter und fragt: „Wohin?“ Mein Vesper stecke ich wieder in meinen Rucksack und sage, dass ich dahin mitkomme, wohin er fährt.

Ich steige in den weißen Hyundai iX35. Aus dem Kofferraum höre ich einen Hund hecheln. Benno Herbst will mit seinem blonden Labrador Monty Gassi gehen. Zum Startpunkt in Höchenschwand fährt er mit dem Auto. „Die meisten hier sind motorisiert. Hier saß noch nie jemand“, sagt der 69-Jährige. Viele würden auch den neu angelegten etwa einen Kilometer langen Fußweg von Heppenschwand nach Höchenschwand laufen. Ob er wieder jemanden mitnehmen würde? „Haja, wenn ich Platz hab“, sagt Herbst und lacht.

Schlecht ausgebauter ÖPNV ist nicht nur in Heppenschwand ein Problem. Das bestätigt Matthias Lieb, Landesvorsitzender des Verkehrsclubs Deutschland. „Im ländlichen Raum ist die Verkehrswende schwierig. Die Menschen haben sich dort auf das Auto eingestellt, weil sie erfahren haben, dass es keinen angemessenen öffentlichen Verkehr gibt“, sagt er. Bei Bürgerbefragungen oder Klima-Workshops käme in vielen Gemeinden die Mitfahrbank als Konzept auf. „Eine Alternative ist die Mitfahrbank sicherlich nicht. Aber sie ist eine gute Ergänzung“, sagt Lieb.

Laut Mitfahrverband gibt es keine offiziellen Zahlen, wie viele Mitfahrbanke in Deutschland stehen. „In Open Street Map, einer öffentlichen Datenbank, sind bundesweit 300 Mitfahrbanke erfasst“, sagt Vorstandsmitglied Marvin Hovekamp. Er schätzt, dass es tatsächlich zehnmal so viele gibt. In den vergangenen Jahren sei die Anzahl stark gestiegen, obwohl der Erfolg des Konzepts ungewiss sei. „Es reicht nicht aus, ein paar Parkbanke irgendwo am Straßenrand zu platzieren“, erklärt Hovekamp. Mit Erfahrungsberichten und wissenschaftlichen Erhebungen will der Verband herausfinden, wie das Prinzip Mitfahrbank am besten funktionieren könnte.

Nach sieben Minuten Fahrzeit verabschiede ich mich von Benno Herbst und laufe von der katholischen Kirche in Höchenschwand den von ihm angepriesenen Fußweg zurück zur Mitfahrbank, um zu testen, ob ich von Heppenschwand aus auch woanders hin komme. Dieses Mal sitze ich länger. Ich frage mich, ob die Menschen, die in ihren Autos vorbeifahren, wissen, dass ich mitgenommen werden will. Hätte ich mein Glück nicht herausfordern und nach einer erfolgreichen Fahrt den Versuch für geglückt erklären und nach Hause fahren sollen?

Weil mir langweilig ist, laufe ich durch Heppenschwand. Ich sehe Traktoren, Einfamilienhäuser und Reklame für die Trachtenkapelle. Ich begegne Christel Maier, die mit einem Strohbesen ihre Garage aufräumt. Wenn es nach ihr ginge, würde ich mit meiner Bank verwachsen: „Sie würde ich nicht mitnehmen. Sie sind jung und können nach Höchenschwand laufen.“

Eine befreundete oder alte Person würde Christel Maier mitnehmen. Selbst auf die Bank setzen würde sie sich nicht. „Gegenfrage: Würden Sie sich auf die Bank setzen, wenn Sie einen Termin haben?“, fragt Maier. Das bringt mich zum Nachdenken. Im Rahmen des Selbstversuchs mit unbegrenzter Zeit ist das ein spannendes Abenteuer, aber alltagstauglich ist das Konzept nicht.

Seit fünf Jahren steht auch in Bad Säckingen eine Mitfahrbank. In der Stadt am Hochrhein fahren deutlich mehr Autos daran vorbei als in Heppenschwand. Kein Wunder, hat die Trompeterstadt doch knapp 16.750 Einwohner mehr als der kleine Ortsteil Heppenschwand. Die Mitfahrbank steht bei der Gewerbeschule direkt neben einer Bushaltestelle. Wem die Wartezeit zu lang wird, der kann den Bus nehmen. Nach einer Dreiviertelstunde sehe ich ihn an der Kreuzung. Während ich nach Kleingeld krame, hält plötzlich ein grauer, in die Jahre gekommener Van direkt vor mir. Ein Mann mit verspiegelter Sonnenbrille und Bandana lehnt sich über den Beifahrersitz und öffnet die Autotür. Laute Technomusik hämmert mir entgegen. „Jammert nicht, kämpft!“ ist in Fraktur auf seinen Unterarm tätowiert. „Komm, steig ein“, ruft er laut, um die Musik zu übertönen. Perplex folge ich seiner Anweisung.

„Früher war es einfacher zu trampen. Heute haben viele Angst“, sagt Sven Sauerbrey. Der 43-Jährige kommt gerade aus der Schweiz, wo er als Anlagenmechaniker arbeitet. Er fährt schnell. Als endlich ein Auto vor uns auftaucht, bremst er gezwungenermaßen ab. Ich atme aus. „Schlimm, wenn man so Krö-

ten vor sich hat“, sagt Sauerbrey. Im Getränkehalter steht eine ungeöffnete Jim-Beam-Cola-Dose. Er fischte sich eine Zigarette aus der Packung und öffnet das Fenster. Drei Jahre lang sei er zu seiner Lehrstelle getrampt, erzählt er. Das Konzept einer Mitfahrbank finde er genial. „Viele können sich weder ein Auto noch ein Ticket für den Bus leisten“, sagt er. In Rickenbach, nach über zehn Kilometern, verabschiede ich mich von Sauerbrey.

Zurück im Dilgerschen Vorgarten, auf der roten Mitfahrbank: Es ist kurz vor 14 Uhr. In Heppenschwand ist wohl Mittagsschlaf angesagt. Es kommen deutlich weniger Autos als noch am Morgen vorbei. Meistens sitzt eine Person im Fahrzeug. Walburga Dilger kommt aus dem Haus. „Oje, wie lange sitzen Sie denn schon?“, fragt sie besorgt. Sie hört sich die Antwort nicht ohne Desinteresse an, wünscht weiterhin viel Glück und braust in ihrem Auto davon. Ob ich mitfahren will, hat sie nicht gefragt.

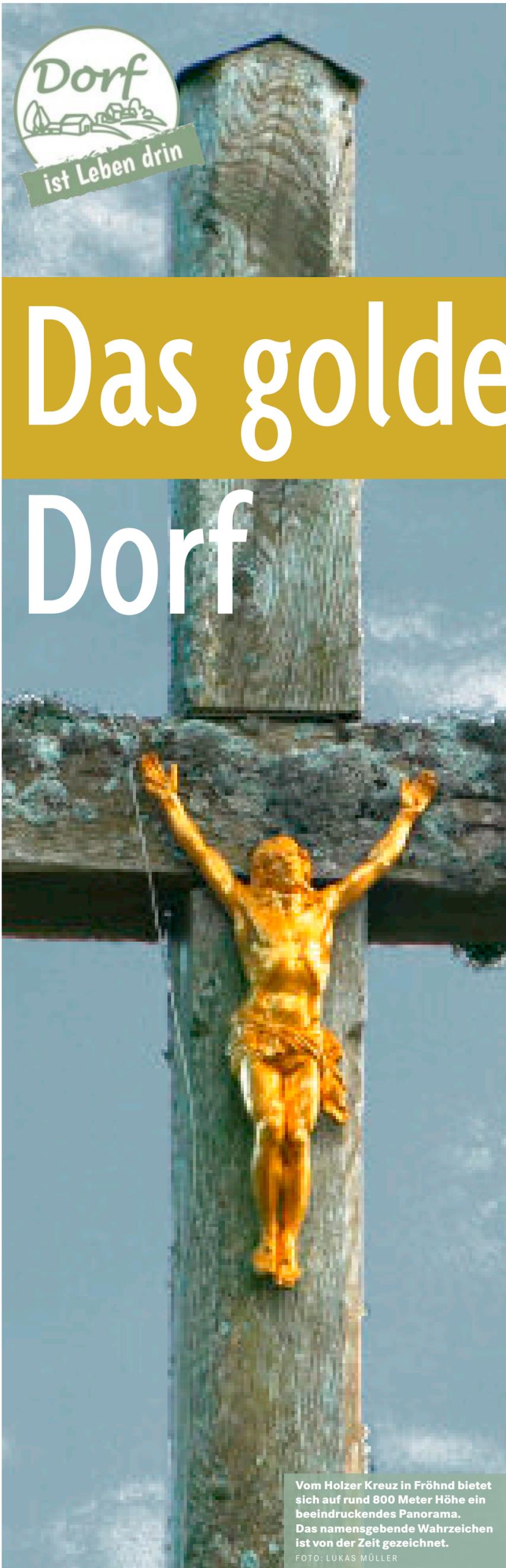
Und morgen? Zu Besuch in Fröhnd, das einst mit Gold ausgezeichnet wurde.

► ► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/Dorfistlebendrin**

Mitfahrbank 2.0

Der Mitfahrverband e.V. ist eine Gruppe von Unternehmen, Initiativen und Einzelpersonen, die das Mitfahren in Fahrgemeinschaften fördern will. Der gemeinnützige Verein ist auch am Konzept der Mitfahrbank interessiert. In diesem Jahr startet der Mitfahrverband das Beratungsangebot „Mitfahrbank 2.0“, das Mitfahrprojekte voranbringen soll. Gefördert wird es durch die Initiative Mobilitätskultur. Unterstützt werden sollen Kommunen und bürgerliche Initiativen, die schon Mitfahrbanke aufgestellt haben oder planen, dies zu tun. Laut Mitfahrverband funktionieren einige der aufgestellten Banke nicht im gedachten Maß. Deshalb sollen die Mitfahrbanke oder zukünftigen Projekte unter anderem auf Gestaltung, regionale Besonderheiten oder die spezifischen Bedürfnisse der Zielgruppen geprüft werden. Aktuell ist der Mitfahrverband auf der Suche nach Kommunen und Initiativen, die an dem Projekt teilnehmen wollen. Interessierte können sich unter mitfahrbank@mitfahrverband.org melden.

pid



Das goldene Dorf

BZ-SERIE: Vor 25 Jahren wurde Fröhnd zu einer der schönsten Gemeinden in Deutschland gewählt und es darf sich seitdem „Golddorf“ nennen. Was ist vom Glanz alter Tage übrig? Ein Ortsbesuch.

■ Von Lukas Müller

Wohlfühl-Gemeinde Fröhnd“ steht in grüner Schrift auf einer unübersehbaren Spanholzplatte, die neben dem Rathauseingang an der Fassade hängt. Die Farbe der Buchstaben ist nach mehr als zwei Jahrzehnten ausgebleicht. „Bundesieger und Goldmedaille im Bundeswettbewerb 1998“ heißt es auf der Tafel weiter, „Unser Dorf soll schöner werden“ und „Unser Dorf hat Zukunft“. Der 500-Seelen-Ort im Wiesental ist eine von 23 baden-württembergischen Gemeinden, die sich mit dem Titel schmücken dürfen.

Wenn es in der aus neun Weilern bestehenden Gemeinde so etwas wie eine Dorfmitte gibt, dann liegt sie im Ortsteil Unterkastel. Dort steht das schmucklose und sanierungsbedürftige Gebäude, in dem neben dem Rathaus auch die Gemeindehalle untergebracht ist. Zur Feuerwehr sind es nur wenige Meter über den Parkplatz, auf dem ein beiges Auto parkt. Aus dem Wagen steigt Bürgermeister Michael Engesser: fester Händedruck, blaues T-Shirt in der Hose. Durch die Pforte, vorbei am Büro der Bürgerhilfe, einem Verein, der Nachbarschaftsdienste anbietet, führt Engesser in den Sitzungsraum der Gemeinde. Auf dem kurzen Weg dorthin geht es vorbei an Andenken und Urkunden, die an den Wänden hängend und in Regalen stehend an den Auszeichnungsregen im Zuge des Wettbewerbs erinnern: Vom Kreissieg im Landkreis Lörrach 1996 über den Landespreis in Baden-Württemberg 1997 bis hin zum Bundessieger 1998. 2018 nahm Fröhnd einen neuen Anlauf, schied aber mit Silber in der Landesrunde aus.

Für Engessers Arbeit als Gemeindeoberhaupt spielen die Preise kaum eine Rolle – er ist erst seit 2021 im Amt. Zwar könnten sie dabei helfen, Aufmerksamkeit zu bekommen, gerade im touristischen Bereich, doch: „Ein starkes finanzielles Standbein für die Gemeinde stellt der Tourismus nicht dar.“ Engesser, der ursprünglich aus Singen kommt, spricht in einem Mix aus Hoch- und Bodenseeealemannisch. Zur Bewältigung der Aufgaben, allen voran die Sanierung wichtiger Infrastruktur wie dem Rathaus, trage die Einnahmequelle Tourismus nur wenig bei. Es gebe zehn Übernachtungseinrichtungen, hauptsächlich Ferienwohnungen, und, für den Bürgermeister ein beunruhigender Trend, nur noch ein gastronomisches Angebot.

Als Fröhnd vor 25 Jahren zur „schönsten Gemeinde in Deutschland“ gekürt wurde, bekam der Wettbewerb erstmals den Zusatz „Unser Dorf hat Zukunft“. Ausgerichtet wird er vom Bundeslandwirtschaftsministerium. Aber auch Vertreter von anderen Organisationen, seien es Gartenbau-, Landfrauen- oder Bauernverband, sind in den Jurys vertreten, die von Dorf zu Dorf reisen. Sie waren begeistert von Fröhnd: Ausgezeichnet wurde die Gemeinde wegen ihres regen Gemeindelebens mit Vereins- und ehrenamtlichen Aktivitäten, wegen des Dorfcharakters mit offenen Weidelandschaften und blumengeschmückten Schwarzwaldhäusern, wegen historischer Bauwerke wie einer traditionellen Holzklopfsäge. Aber auch wegen der generellen Entwicklung der Gemeinde – zum Beispiel wegen der Wasserversorgung.

Auf der anderen Seite Fröhnds – die Bundesstraße 317 und der Fluss Wiese trennen die Gemeinde in zwei Hälften – im Ortsteil Holz, gut 300 Höhenmeter über Unterkastel gelegen, kehrten im Gasthaus Holzer Kreuz fast ein Jahrhundert lang Schwarzwald- und Naturliebhaber ein. Ilona Kiefer hatte den Betrieb 1991 mit ihrem Mann von dessen Eltern übernommen, doch das Vesperstübli ist seit 2022 Geschichte, nun bietet sie nur noch Übernachtungen mit Frühstück an. Dass sie die Einkehrmöglichkeit aufgegeben hat, habe auch mit Personalproblemen zu tun gehabt. Aber nach 30 Jahren Dauerbetrieb habe sie ohnehin überlegt, zu schließen.

Im Frühstückssaal, der im Erdgeschoss des weit über 300 Jahre alten Schwarzwaldhauses liegt, erzählt Kiefer – schulterlanges braunes Haar, Brille, ein Lächeln im Gesicht – von den Anfängen des zweijährigen Bewerbungsprozesses für „Unser Dorf hat Zukunft“. „Das hat die Dorfgemeinschaft aktiviert und zusammengebracht“, sagt sie, daran erinnere sie sich noch gut. Zwar sei sie schon damals sehr in die Arbeit eingespannt gewesen, doch wie sich das Dorf für den Wettbewerb herausgeputzt habe, ist auch an ihr nicht vorbeigegangen. In den Folgejahren hätten Kiefer immer mal wieder Übernachtungsgäste auf die Auszeichnung angesprochen. „Das hat anfangs schon einen Ruck gegeben“, sagt sie.

Ein Blick auf die Übernachtungszahlen des Statistischen Landesamtes aber zeigt: Touristisch profitiert hat die Gemeinde davon nicht, ein nennenswerter Anstieg in den Jahren nach der Auszeichnung blieb aus. Um die 4000 Übernachtungen konnte Fröhnd damals verzeichnen, im vergangenen Jahr lag die Zahl mit mehr als 9000 auf einem Allzeithoch. Der verspätete Golddorf-Effekt? Wohl kaum. Wahrscheinlicher sei, dass die Pandemie für den Anstieg sorgte, vermutet Kiefer.

Was bleibt aber übrig vom Glanz der Auszeichnung? Auch die 1998 gelobte Trinkwasserversorgung war kein Versprechen für die Zukunft: Wegen der dünnen Besiedlung und den weiten Wegen zähle Fröhnd den höchsten Wasserpreis im Landkreis, sagt Bürgermeister Engesser. Immerhin: Das rege Gemeindeleben gibt es noch. In der Gemeindehalle in Unterkastel sitzen rund 200 Menschen an fünf langen Tischtafeln, die fast nahtlos von der Bühne bis zur Rückwand reichen: Es ist das Jahreskonzert der Trachtenkapelle. Nico Marterer (26), der aus Fröhnd-Kastel stammt, sitzt mit seinen Freunden mittendrin. Es sei die „Gemeinschaft untereinander“, die das Leben in Fröhnd besonders macht, sagt Marterer. Hier kenne jeder jeden, nicht nur die engsten Nachbarn. „So wie es im Dorf sein soll.“ Goldenes Dorf Fröhnd, eine der schönsten Gemeinden Deutschlands – was meint er dazu? Schulterzucken, Grinsen.

Doch ebenjenes bürgerliche Engagement stehe bei dem Wettbewerb im Vordergrund, sagt Oliver Kertész, Sprecher im Bundeslandwirtschaftsministerium. Beim Schwerpunkt der Bewertung habe eine Entwicklung stattgefunden, „vom Blick auf das Erscheinungsbild der Dörfer hin zu einem ganzheitlichen Blick auf die Zukunftschancen eines Dorfes“. Für die Gemeinden sei eine Teilnahme schon deshalb attraktiv, da sie die Bevölkerung zusammenschweiße und sichtbar mache, was alles im Dorf passiere. Die Auszeichnung bringe einen Imagegewinn, den die Dörfer dann im Marketing einsetzen können. „Dabei steht nicht allein die Anziehungskraft für Tourismus im Vordergrund, sondern auch die Anziehungskraft des Dorfes als Ort, in dem man gerne leben würde“, so Kertész.

Bei Michael Engesser hat das mit der Anziehungskraft geklappt. Sein Umzug nach Fröhnd vor fünf Jahren hatte weniger mit Golddorf-Auszeichnungen, als mit seinem Wunsch nach mehr Freiraum zu tun. „Mich hat der Bauwahn, der in Lörrach stattfindet, von dort weggetrie-

„Das hat die Dorfgemeinschaft aktiviert und zusammengebracht.“

Ilona Kiefer

ben“, erzählt er. In der Nähe seines damaligen Wohnortes in Lörrach-Brombach entstehen in den kommenden Jahren 280 neue Wohnungen. „Was in etwa dem entspricht, was in ganz Fröhnd daheim ist, aber eben nicht auf fünf, sondern auf 1600 Hektar.“ An seinem neuen Wohnort sei das Klima ein ganz anderes, er genieße die Natur und die frische Luft, die enge soziale Bindung. „Das ist wie ein Jungbrunnen. In Fröhnd kann man sich jeden Tag erholen.“ Und selbst wenn nicht alles aufging, was sich die Gemeinde vor 25 Jahren erhofft haben mag, um Fröhnds Zukunft macht sich Engesser wenig Sorgen. Dafür sei die Lebensqualität zu hoch, doch eine Einschränkung macht er dann doch: „Wenn wir es schaffen, dass das Leben hier finanzierbar bleibt, dann wird die Attraktivität unserer Landschaft nur zunehmen.“

Und morgen? Geht es um die Frage: Sind Dörfer konservativer als Städte?

►► **Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: [mehr.bz/Dorfistlebendrin](https://www.bz.de/Dorfistlebendrin)**

„Unser Dorf hat Zukunft“

Seit 1961 veranstaltet das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft den Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“, seit 1998 mit dem Zusatz „Unser Dorf hat Zukunft“, seit 2007 ist das der alleinige Titel. Dabei messen sich die Dörfer erst auf Kreisebene, um später über den Landes- in den finalen Bundeswettbewerb zu kommen. Dort entscheidet die Kommission, die von Dorf zu Dorf reist, wie viele Medaillen verliehen werden, einen Gesamtsieger gibt es nicht. Im Fokus soll bürgerliches Engagement und die Entwicklung des jeweiligen Dorfes stehen, nicht das bereits erreichte Niveau. Teilnehmen dürfen alle Gemeinden und Ortsteile mit bis zu 3000 Einwohnern, insofern sie nicht in der letzten Ausgabe bereits Gold gewonnen haben. In 27 Bundeswettbewerben wurden etwas mehr als 800 Auszeichnungen verliehen, Preisgelder gibt es aber erst seit der 26. Ausgabe: 15.000 Euro für Gold, 10.000 für Silber, 5000 für Bronze. Die bislang letzte südbadische Goldmedaille konnte Gersbach (Landkreis Lörrach) 2004 holen.

lum

Vom Holzer Kreuz in Fröhnd bietet sich auf rund 800 Meter Höhe ein beeindruckendes Panorama. Das namensgebende Wahrzeichen ist von der Zeit gezeichnet.

FOTO: LUKAS MÜLLER



Deutschtümelei? Gibt es auf dem Land wie in der Stadt.

FOTO: JULIAN STRATENSCHULTE (DPA)

BZ-SERIE: Ist das Dorf generell konservativer als die Stadt? Politikwissenschaftler Reiner Becker verneint dies. Und erzählt von neuen Formen des Engagements in kleinen Orten.

■ Von Eyüp Ertan

Der ländliche Raum unterliegt einem ständigen Wandel – mal entsteht Positives, mal herrscht Ödnis oder ein Klima der Anfeindung. Reiner Becker zeigt im Interview Auswege für den Fall, dass das Vereinsleben stirbt oder rechte Kräfte zunehmen.

BZ: Herr Becker, bundesweite Wahlen zeigen immer wieder: Im ländlichen Raum schneidet die CDU stärker ab, in urbanen Gebieten hingegen SPD und Grüne. Ist das Dorf konservativer?

Becker: Es wäre zu einfach zu sagen: Die Stadt ist weltoffen, das Land ist konservativ. Dafür ist der ländliche Raum zu heterogen.

BZ: Was macht Konservatismus aus?

Becker: Das Verhältnis der Geschlechter zueinander, die sexuelle Orientierung oder die Offenheit einer Einwanderungsgesellschaft – das sind Bereiche, in denen ein konservatives Weltbild, der Konservatismus, eine andere Perspektive einnehmen kann als beispielsweise liberale, progressive oder linke Positionen. Es gibt jedoch sehr viel Bewegung zwischen solchen Polen, das zeichnet eine Demokratie ja auch aus.

BZ: Woher rühren diese diversen Perspektiven?

Becker: Unter anderem daher, weil im ländlichen Raum die Beziehungsgeflechte andere sind als in einer anonymen Großstadt. Zugehörigkeit und die Wahrnehmung von Veränderung sind in einem lokalen Gemeinwesen sichtbarer als im städtischen und deshalb wesentlich deutlicher und stärker.

BZ: Zugehörigkeit für die einen kann im Umkehrschluss auch Ausgrenzung für die anderen bedeuten. Wann werden konservative Positionen problematisch, gehen über in rechtspopulistische oder rechtsextreme Parolen?

Becker: Früher wurden Jugendliche, die sich als rechts verstanden haben, in konkreten Orten mit lokalen Bezügen und einer politischen Kultur sozialisiert – oftmals durch das, was sie im Wirtshaus oder beispielsweise in der Feuerwehr oder im Sportverein mitunter an rassistischen Parolen gehört haben.

BZ: Und heute?

Becker: Heute ist es wesentlich vielschichtiger. Die Räume, in denen Rechte aktiv sind, sind andere geworden – ich meine damit nicht nur das Internet. Sondern, dass es gesellschaftspolitisch nie so einfach gewesen ist wie in den vergangenen Jahren, auf die Straße zu kommen und zu demonstrieren. Etwa im Kontext der sogenannten Flüchtlingskrise oder bei den Corona-Protesten.

BZ: Wie wirken sich Themen wie Corona im ländlichen Raum aus?

Becker: Momentan sind wir in der Auswertung einer Studie zur Bedrohung von Bürgermeisterinnen und Bürgermeistern in Hessen, wir haben dafür viele Interviews geführt. Da zeigt sich, dass bei vielen Menschen die Zündschnur immer kürzer geworden ist und die Hemmschwelle in Sachen Anfeindung gegenüber Mitarbeitern der Kommunalverwaltung, den Bürgermeistern oder gar gegen ihre Familien gesunken ist. Bürgermeister sind auf dem Land das, was als Demokratie sichtbar ist.

BZ: Welche Themen spielen darüber hinaus eine Rolle?

Becker: Alle großen Themen, die uns gesellschaftspolitisch bewegen, machen sich auch auf dem Land bemerkbar. Wir haben große Konflikte und Fragestellungen rund um das Thema Klimakrise. Ich gehe davon aus, dass das eine noch viel größere Konfliktwirkung haben wird, als wir das bei Corona hatten. Da geht es um die Heizung, um Mobilität, da geht es um alternative Energien, und darum, Windräder aufzustellen. Das sind Konfliktpotenziale, die im ländlichen Raum schon vorkommen oder noch vorkommen werden. Gleichzeitig muss man das Ganze als Kontinuum verstehen.

BZ: Inwiefern?

Becker: In vielen Gemeinden im ländlichen Raum, die im Speckgürtel einer Stadt sind, hat Zuzug, aber gleichzeitig auch eine Entfremdung stattgefunden. Ich spreche hier von ländlichen Räumen, wo Menschen leben, wohnen, ihr Häuschen bauen oder kaufen, aber sich aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr im Ort engagieren oder engagieren können. Der Niedergang des Vereins- und Gemeinschaftslebens ist ein Problem, das bemängeln auch die Bürgermeister.

„Wir müssen die Komplexität einer jeden Gemeinde anerkennen.“

Reiner Becker

BZ: Was sind die Gründe dafür?

Becker: Es gibt ländliche Regionen, und da rede ich nicht mehr nur von Ostdeutschland, die sind betroffen von Transformation, von Wegzügen, von alternen lokalen Gesellschaften und von einem Wegfall von Infrastruktur. Das sind lauter Themen, die für Konflikte sorgen oder sorgen können. Da macht der Dorfladen zu, da gibt es die Tankstelle nicht mehr. Ich bin beispielsweise in einem Dorf mit zwölf Kneipen groß geworden.

BZ: Wie viele gibt es heute noch?

Becker: Keine mehr.

BZ: Wieso sind es eher Angst und Frust, die bei diesem Wandel überwiegen und nicht ein Gestaltungswille?

Becker: Das ist ein wesentlicher Punkt. Den ländlichen Raum als rein defizitär zu beschreiben, ist natürlich Unsinn. Es gibt viel Potenzial und viele Möglichkeiten. Natürlich finden Sie in jedem Dorf – das hat die sogenannte Flüchtlingskrise gezeigt – Menschen, die sich für ihr Gemeinwohl engagieren. Aber das funktioniert nicht mehr so wie vor 25 Jahren, wo es in jedem Ort zig Vereine gab und alles gesetzt war. Das entspricht nicht mehr der Realität.

BZ: Welche Formen der Beteiligung könnte es stattdessen geben?

Becker: Es gibt Beispiele, in denen der einzige Laden im Dorf dicht gemacht hat und sich Menschen anschließend zusammenschließen, um gemeinsam einen Dorfladen zu betreiben. In einem anderen Fall sollte das Schwimmbad geschlossen werden, weil es kein Geld mehr gab. Da haben sich Menschen vor Ort zusammengefunden, einen Verein gegründet und hegen seit über zehn Jahren ihr Schwimmbad.

BZ: Diese Konflikte, von denen Sie sprechen, haben sich in vergangenen Jahren immer wieder konkret in Form von Anfeindungen gegenüber Bürgermeistern und Geflüchteten ausgewirkt. Was können Dorfbewohner tun, wenn es zu solchen Vorfällen kommt?

Becker: Hier in Hessen gibt es beispielsweise – wie in allen anderen Bundesländern – das Demokratiezentrum mit verschiedenen Beratungsangeboten. An diese Einrichtungen kann man sich wenden. Als Beratungseinrichtung darf man nicht vergessen, dass die Menschen, die zu uns kommen, in ihrem Ort in vielerlei Beziehungsgeflechten verankert sind. Angenommen, und das ist nur eines von vielen Beispielen, eine Person wendet sich an die mobile Beratungsstelle und bittet um Hilfe, weil der Sohn des Nachbarn an einer rechten Tat gegen Geflüchtete beteiligt war oder offen rechts auftritt, dann wäre es absoluter Unsinn, von außen kommend von dieser Person den Heldenmut zu fordern und zu sagen: Wenden Sie sich doch bitte gegen Ihren lokalen Rechtsextremisten.

BZ: Wie gehen Sie stattdessen vor?

Becker: Es gilt, Beziehungen im Dorf zu berücksichtigen und sich nach einer Analyse vor Ort anzuschauen, wer tatsächliche und potenzielle Bündnispartner der hilfesuchenden Person sind. Wen können wir in einem geschützten Raum ins Boot holen, damit die Last der Verantwortung nicht allein auf den Schultern einer Person bleibt?

BZ: Wie wirken sich diese Beziehungsgeflechte noch aus?

Becker: Es fällt auf, dass manchmal eine kognitive Dissonanz, also ein Widerspruch herrscht, wenn es beispielsweise um die Wahrnehmung eines NPD-Funktionärs (inzwischen heißt die Partei 'Die Heimat', Anm. d. Red.) im Ort geht. Die Menschen sa-

gen oftmals, das sei ein netter Kerl, der sich hier und dort engagiere, aber seine Tätigkeit als NPD-Funktionär kommt in dieser Aufzählung erst an fünfter, sechster Stelle.

BZ: Welche Erkenntnisse konnten Sie darüber hinaus aus Ihrer Arbeit gewinnen?

Becker: Wenn wir nicht gerade von NPD-Hochburgen reden, ist es in der Regel kein homogener Raum, der komplett gekippt ist.

BZ: Sondern?

Becker: Es finden sich vielmehr Menschen, die Ermutigung, Vernetzung und fachliche Unterstützung brauchen, um das Ziel zu verfolgen: Wir möchten nicht, dass unser Ort öffentlich in dieser Form wahrgenommen wird, sondern möchten ein anderes Bild schaffen und für etwas Anderes stehen. Wir müssen von einem gewissen Vorurteil der Homogenität weggehen und die Komplexität einer jeden Gemeinde im ländlichen Raum anerkennen. Erst dann kann man in solchen Fällen individuell sehr viel Arbeit leisten – die kann gelingen, kann aber auch scheitern.

► Reiner Becker, 51, ist seit 2015 Leiter des Demokratiezentrum Hessen in Marburg. Zuvor war er sieben Jahre als Landeskoordinator des Netzwerks „Mobile Beratung gegen Rechtsextremismus“ tätig.

Und morgen? Was treibt junge Menschen an, von der Stadt in ein ruhiges Tal zu ziehen?

► Alle Serienfolgen im BZ-Dossier unter: mehr.bz/Dorfistleben.drin

Rechtsextremismusberatung

Seit mehr als 20 Jahren gibt es mobile Beratungsteams, sie setzen sich mit Rechtsextremismus, Rassismus, Antisemitismus, Verschwörungserzählungen und Rechtspopulismus auseinander. Das Ziel der mobilen Beratung ist es, Menschen, die Hilfe suchen, Möglichkeiten zu zeigen, wie sie sich gegen Rechts engagieren können. Rund 200 Beraterinnen und Berater stehen in etwa 50 Teams bundesweit zur Verfügung – die Beratung findet nach einem Erstgespräch stets vor Ort statt. Die Bandbreite der Hilfestellung ist dabei vielfältig: Unterstützung gibt es genauso für Kommunalpolitiker, die nicht wissen, was sie bei rechter Bedrohung tun sollen, wie bei Rechtsextremen in der Nachbarschaft, Rassismus auf dem Fußballplatz oder Antisemitismus im Klassenzimmer. Die mobile Beratung ist kostenlos, vertraulich und dauert von Fall zu Fall unterschiedlich lange. Finanziert wird die mobile Beratung fast ganz von öffentlichen Geldern. Weitere Infos unter mehr.bz/mobileberatung. **ete**



Haben den Schritt aufs Land gewagt (von links): Thomas Zimmermann, Lisa Nüsslein, Josefine Peters, Jonathan Kuhlburger und der zweijährige Elios.

FOTO: SOPHIA KAISER

BZ-SERIE: Im ehemaligen Gasthof Sonnhalde in Bürchau im Kleinen Wiesental haben junge Menschen aus der Stadt ein Wohn- und Bildungsprojekt ins Leben gerufen – mit einer großen Vision. Doch der Alltag kommt nicht ohne Kompromisse aus.

■ Von Sophia Kaiser

Ein verwittertes Holzschild weist den Weg zum Gasthof Sonnhalde in Bürchau, einem Ortsteil der Gemeinde Kleines Wiesental im Landkreis Lörrach. In mehreren Kurven schlängelt sich eine schmale asphaltierte Straße einen Hügel hinauf durch die grüne Landschaft. Auf dieser Anhöhe oberhalb des Dorfes liegt das Grundstück des ehemaligen Gasthofs Sonnhalde. Das fünfstöckige Bauernhaus steht direkt am Hang, rechts erstreckt sich der Garten, links reihen sich drei Nachbarhäuser in einer Reihe auf.

Durch eine ehemalige Großküche im Untergeschoss gelangt man ins Haus. Ein Stockwerk weiter oben befindet sich der gemeinschaftliche Wohnbereich, bestehend aus Wohnzimmer und kleiner Teeküche. Ein grüner Kachelofen teilt den Raum. In der Küchennische steht Lisa Nüsslein und setzt Wasser auf. Sie trägt eine Stoffhose, ein Shirt und eine Strickjacke, alles in Schwarz. Die blonden Haare hat sie zu einem Dutt gebunden. Fünf Bewohnerinnen und Bewohner leben in der Sonnhalde, Nüsslein ist eine davon. Vor gut einem Jahr hat die 34-Jährige mit ihrem Partner Thomas Zimmermann sowie Jonathan Kuhlburger, Josefine Peters und deren zweijährigen Sohn Elios den Umzug aufs Land gewagt. Wie auch Nüsslein sind die anderen Erwachsenen im Alter von Anfang bis Mitte 30.

„Wir wollten raus aus der Stadt, in die Natur und in die Nähe der Berge“, erzählt Nüsslein, während sie Kaffeepulver in die French-Press füllt und heißes Wasser aufgießt. Die Stadt, aus der Lisa Nüsslein und Thomas Zimmermann raus wollten, ist Berlin – ein Wechsel von 3,8 Millionen Einwohnern auf etwa 180. Auch Peters und Kuhlburger kommen mit Emmendingen und Mulhouse zumindest aus Kleinstädten. So weit draußen auf dem Land sei man auch wegen der fehlenden bezahlbaren Immobilien im Freiburger Umland gelandet. „Uns war das gemeinschaftliche

Wohnen wichtiger, als an die Stadt angebunden zu sein“, sagt Nüsslein.

Finanziert hat die Gruppe das Haus mithilfe des Mietshaussyndikats sowie einem Bankkredit und Direktkrediten von Freunden und Unterstützern. Ziel des in Freiburg gegründeten Syndikats ist es, als Gesellschaft Häuser gemeinschaftlich zu erwerben, sie als Kollektiveigentum zu führen und so bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Doch die vier ehemaligen Städter wollen die Sonnhalde nicht nur zum Wohnen nutzen. Sie bieten auch Seminare wie Gemeinwohlökonomie für Unternehmen, organisieren Kulturveranstaltungen wie Hoffeste oder starten gemeinsame Projekte an Haus und Garten.

Eines dieser Projekte ist der Bau einer Trockenmauer, an der gerade elf Personen im Garten arbeiten. Sie lockern mit Spitzhacken die Erde und stapeln hellgraue, etwa 40 Zentimeter große Natursteine in einer Reihe und dann übereinander auf. Kinder toben durch den Garten und sammeln Regenwürmer in Eimern. Auf einem Tisch auf der Terrasse stehen Kaffee auf in Thermoskannen und Schokokuchen bereit.

Von der Terrasse aus blickt man auf den Belchen,

„Uns war das gemeinschaftliche Wohnen wichtiger, als an die Stadt angebunden zu sein.“

Lisa Nüsslein

den vierthöchsten Berg des Schwarzwalds. Die Landschaft wirkt wie ein Bild aus einem Werbeprospekt des Tourismusverbands. „Ich vermisse die Stadt fast gar nicht“, sagt Lisa Nüsslein – das ist ihr Fazit nach einem Jahr Landleben. Manchmal fehle ihr, dass sie nicht spontan ins Kino oder in eine Bar könne und auch ihre Freunde in Freiburg sehe sie nun seltener. Für sie habe aber auch Corona zu einer Entwöhnung von der Stadt geführt, dort habe sie sich eingesperrt gefühlt. Ihre Prioritäten hätten sich geändert. „Wir sind alle im selben Alter, Familiengründung steht an“, sagt Nüsslein und streicht sich über den Babybauch. Langeweile habe sie nicht erlebt. „Manchmal ist es mit der Organisation der Projekte eher etwas viel und wir müssen uns zur Pause zwingen.“

Etwas, das in Bürchau allerdings dazugehört, ist das Pendeln – und ein Auto, das sich die Gruppe derzeit teilt. Auch wenn ein Auto sich nicht mit dem Nachhaltigkeitsgedanken des Projektes vereinen lässt, ist es für manche unabdingbar. Während Thomas Zimmermann als Coach für Unternehmen selbstständig ist und auch Lisa Nüsslein als Projektmanage-

rin für einen Düsseldorfer Bildungsträger größtenteils im Homeoffice arbeitet, sind Jonathan Kuhlburger und Josefine Peters als Gärtner und Lehrerin auf das Pendeln nach Freiburg und Wehr angewiesen. Auch Einkaufen geht nicht ohne Auto. Mittlerweile lasse sich die Gruppe manche Lebensmittel in Großpackungen liefern, das spare Verpackungsmüll. „Unser Traum ist, dass wir uns irgendwann selbst versorgen können“, sagt Nüsslein.

In dem 1750 erbauten Bauernhaus befinden sich 18 Gästezimmer. In einigen davon wohnen die Sonnhalde-Bewohner, der Rest sind Seminarzimmer. Auf den Treppen und in den Gängen ist dunkelroter Samteteppich verlegt. Wie in einem Labyrinth zweigen Gänge ab, führen in weitere Ecken des Hauses. Überall lässt sich typischer Schwarzwaldstil entdecken: Mit Blumenranken bemalte Wände, Schnitzereien von Tannen oder Blumen an Bettgestellen und Schränken, an den Fenstern hängen Blumengardinen mit Rüschen. Auf dem Balkon, der ans Wohnzimmer angrenzt, setzt sich Lisa Nüsslein mit ihrem Kaffee auf einen Stuhl in der Sonne. Im Nachbarhaus gegenüber steht Ingrid Schneider auf dem Balkon und gießt ihre Blumen. „Sehen wir uns heute zum Mittagessen?“, fragt Nüsslein. „Weiß ich noch nicht, aber ich schaue vielleicht später mal vorbei“, antwortet Schneider. Sie wurde vor mehr als 75 Jahren in der Sonnhalde geboren, ihr Bruder hat als Koch im dazugehörigen Restaurant gearbeitet, sie selbst hat bedient. Für sie sei das Wohnprojekt eine schöne Idee, das Haus wiederzubeleben.

Bis 2011 ist die Sonnhalde als Gasthaus betrieben, dann durch ein Ehepaar in ein Seminarzentrum umgewandelt worden. Wie wichtig die Sonnhalde für Bürchau war, weiß auch Ortsvorsteherin Katharina Matzken: „Jeder hat eine Verbindung zu dem Haus, hat dort einmal Geburtstag oder Hochzeit gefeiert.“ Im Gegensatz zu den Vorbesitzern sei die Gruppe rund um Lisa Nüsslein dem Dorf gegenüber offen gewesen. Kurz nach dem Umzug gab es einen Informationstag, an dem die Gruppe ihr Projekt vorgestellt hat. Auch im Dorf selbst seien die Sonnhalde-Bewohner involviert, hätten an Dorffesten teilgenommen. Negative Kommentare zum Wohnprojekt haben sowohl Nüsslein als auch Matzken noch nicht mitbekommen. „Es ist uns Bürchauern schon bewusst, dass wir froh sein können, wenn Menschen hier ins Dorf ziehen“, sagt Matzken.

Sozial-ökologisch und nachhaltig das Land beleben – das ist die Vision der Gruppe. Und die tragen sie auch nach außen. Mit Vorträgen, einer Instagram- und Webseite sowie Flyern: „Wir haben uns in Gruppen vernetzt und die Flyer in der Region ausgelegt, um neue Mitbewohnende anzulocken“, sagt Nüsslein. Man wolle wachsen. Platz gebe es für bis zu 15 Personen jeden Alters, auch wenn dafür erst umge-

baut werden müsse. Doch neue Mitbewohner zu finden, sei nicht einfach. Es sei vor allem die Abgeschlossenheit von Bürchau, die abschrecke. Nur vier Mal täglich fahren Busse von Bürchau aus, je zwei Mal nach Schönau oder Schopfheim. Bis Freiburg braucht man fast zwei Stunden. Johannes Seidel ist mit dem Auto aus Freiburg gekommen, um beim Mauerbau zu helfen. Er bewundere das Wohnprojekt, ist mit der Gruppe befreundet. Sein Blick schweift über die Landschaft. „Schon schön hier“, sagt er. Schnell schiebt er hinterher: „Für mich wäre das nichts. In der Stadt kann ich überall mit dem Fahrrad hin, bekomme alles, was ich brauche. Ich bin halt ein typisches Stadtkind.“

Am späten Nachmittag steht ein Teil der Trockenmauer im Garten, in der Großküche köchelt ein Curry auf dem Herd. Bald, wenn die Hausglocke erklingt, wird gemeinsam gegessen in der Sonnhalde.

Hiermit endet die Serie.

Digital-Premium-Abonnenten finden sie gratis ab 9. September als PDF in der eZeitung oder BZ-App unter „Magazine“.

►► Alle Folgen: mehr.bz/Dorfistleben

Miete in der Sonnhalde

Derzeit beträgt in der Sonnhalde die Miete durchschnittlich 260 Euro (kalt) pro Person, sagt Lisa Nüsslein. Sie dient dazu, nach und nach die aufgenommenen Kredite abzubauen. Außerdem sei sie, so gut es ginge, solidarisch aufgeteilt: Jeder und jede zahle das, was ihm oder ihr finanziell möglich sei. Da sowohl die Kosten als auch die Bewohneranzahl schwanken, werde der Mietbetrag alle sechs Monate neu festgelegt. Aktuell befinde man sich noch in einer tilgungsfreien Zeit, erklärt Nüsslein. So bleibe Raum, die Flächen am Haus auszubauen, die Mieterinnen- und Mieteranzahl zu erhöhen und den Seminarbetrieb zum Laufen zu bringen, bevor die Kosten steigen. Eine für den Herbst geplante Photovoltaikanlage soll zudem die Nebenkosten senken. Doch auch Direktkredite würden immer noch gesucht, sagt Nüsslein. Sie helfen, das Projekt mitzufinanzieren. Mehr Infos zur Sonnhalde, dem Mietshaussyndikat und dem Projekt finden sich unter mehr.bz/sonnhalde. **ais**